Sammlung
der
sämmtlichen Schriften,

von Herrn
C. F. Gellert.

Vierter Theil.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Wien,
gedruckt bey Joh. Thomas Edlen von Trattnern,
k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.
1773.

Geistliche
Oden und Lieder

von

C. F. Gellert.

MDCCLXXIII.

Vorrede.

Wenn die Sprache der Poesie vorzüglich geschickt ist, die Einbildungskraft zu beleben, den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäfftigen, und dem Gedächtniße die Arbeit zu erleichtern; wenn sie geschickt ist, das Herz in Bewegung zu setzen, und die Empfindungen der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens und des Schmerzens zu erwecken, oder zu unterhalten: so ist es unstreitig eine große Pflicht der Dichter, diese Kraft der Poesie vornehmlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. Da über dieses der Gesang eine große Gewalt über unsere Herzen

hat, und von gewissen Empfindungen ein eben so natürlicher Ausdruck ist, als es die Mienen und Gebärden des Gesichts sind: so sollte man der Religion besonders diejenige Art der Poesie heiligen, die gesungen werden kann. Ich habe in den nachstehenden Oden und Liedern diese Pflicht zu erfüllen gesucht. Habe ich sie mit dem gehörigen Fleiße, und zugleich mit Glücke ausgeübet; sind diese Gesänge, oder doch nur einige derselben, geschickt, die Erbauung der Leser zu befördern, den Geschmack an der Religion zu vermehren, und Herzen in fromme Empfindungen zu setzen: so soll mich der glückliche Erfolg meines Unternehmens mehr erfreuen, als wenn ich mir den Ruhm des größten Heldendichters, des beredtesten Weltweisen aller Nationen, ersiegt hätte. Scaliger sagt von einer gewissen Ode des Horaz, daß er lieber der Verfasser derselben, als König in Arragonien seyn möchte. Ich weiß alte Kirchengesänge, die ich mit ihren Melodien lieber verfertiget haben möchte, als alle Oden des Pindars und Horaz. Man wird es mir nicht zutrauen, daß ich die

Meisterstücke des menschlichen Witzes verachte; aber wenn es selbst die heidnischen Dichter für eine Pflicht, oder für eine Ehre gehalten, die Poesie ihrer verderbten Religion zu widmen: sollten sichs christliche Dichter zu keiner Pflicht, zu keiner Ehre machen, für eine göttliche Religion zu dichten?

Vielleicht trägt die Geringschätzung, mit der die Welt auf ein geistliches Lied herabsieht, nicht wenig zur Verabsäumung dieser Pflicht bey. Aber sollten wir nur alsdann arbeiten, wenn der Ruhm und Beyfall der Welt sich zu unserer Belohnung darbeut? Ist die Erfüllung seiner Pflicht nicht Ruhm genug, wenn auch alle Zungen der Menschen schwiegen? Ist der Beyfall seines Gewissens nicht Ehre genug, wenn uns auch die ganze Welt für einen fanatischen Geist ansähe? Sollte die große Absicht, Weisheit und Tugend unter den Menschen auszubreiten, und die Ehre des Stifters unserer Religion zu verherrlichen, kein Ruhm seyn, da nach demselben auch die Geister des Himmels, die so weit über uns erhaben sind, ringen? Ist der Vorwurf

eines kleinen und einfältigen Geistes, eines Abergläubischen oder Milzsüchtigen, den uns die Spötter machen können, ist er, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, nicht der erhabenste Lobspruch für uns? Wer nicht groß genug ist, sich über diese falsche Schande hinweg zu setzen, der ist des Glückes werth, nur den Beyfall der Thoren und Leichtsinnigen zu haben.

Zu der Verachtung der geistlichen Gesänge überhaupt tragen unstreitig die vielen schlechten Lieder dieser Gattung nicht wenig bey. Viele wackere und fromme Männer haben es gewagt, geistliche Lieder zu dichten, und ihren Eifer für die Geschicklichkeit zur Poesie angesehen, Aber wie die Frömmigkeit demjenigen, dem es an Kenntnißen der Staatskunst fehlet, nicht die Geschicklichkeit ertheilen wird, in öffentlichen Geschäfften glücklich zu arbeiten: so wird auch ein frommer Mann, blos darum, weil er fromm ist, noch nicht mit Glück in der Poesie arbeiten, wenn er mit ihren Regeln nicht bekannt, und mit keinem poetischen Genie begabt ist. Man kann ein sehr gutes Herz, auch Verstand und

Wissenschaft, und doch einen üblen Geschmack besitzen. Man kann sich unnatürlich, unrichtig, abentheuerlich ausdrücken, wenn man von den heiligen Wahrheiten in der Sprache der Poesie reden will; und man kann es doch sehr gut meynen. Man kann, wenn man die Fesseln der Dichtkunst zu tragen, und die Menge ihrer Schwierigkeiten zu überwinden, nicht gewohnt ist, gezwungene, elende und frostige Lieder zur Andacht verfertigen, und doch außer dem ein guter, ja gar ein großer Redner seyn. Um desto mehr sollten diejenigen, die von der Natur die Gabe der Poesie empfangen haben, dieses Geschenke der Religion heiligen, da es nicht blos auf unser gutes Herz, nicht blos auf den Verstand und die Gelehrsamkeit, ja selbst nicht auf die Beredtsamkeit allein ankömmt, wenn wir Gesänge der Religion verfertigen wollen.

Noch eine Ursache, warum wir vielleicht in unsern Tagen mehr für die geistliche Poesie arbeiten sollten, ist diese, daß sich der Geschmack der Dichtkunst und Beredtsamkeit in unserm Jahrhunderte sehr geändert hat. Vieles ist in der

Sprache unserer Väter, in ihrer Art zu denken, erlaubt, gebräuchlich und unanstößig gewesen, das es in unsern Tagen nicht mehr ist. Alle lebende Sprachen haben das Schicksal, daß sie sich ändern, wenn gleich nicht stäts verbessern; daß Wörter veralten, und ihren Werth verlieren, neue aufkommen, und einen Werth erhalten, wenn er auch nur willkührlich seyn sollte. Endlich, wenn die Sitten feiner werden, so bekommen wir an einer nachläßigen, ungewählten und platten Schreibart einen Eckel. Dieser Eckel erstreckt sich auch auf die Schreibart in den Werken der Religion; und wir fangen an, oft die Uebungen der Andacht geringe zu schätzen, oder zu verachten, weil die Mittel, sie zu erwecken, oder zu unterhalten, dem allgemeinen Geschmacke nicht mehr gemäß sind. Ich will diesen Eckel nicht ganz billigen; aber ich billige es auch nicht, daß man nicht eifriger ist, ihm vorzuwehren. Haben wir nicht eine Menge guter alter Predigten, und warum druckt man so viel neue mit Rechte? Der Geschmack in der Beredtsamkeit hat sich geändert, und gebessert; und viele

le können die rauhe und unbearbeitete Sprache und den sorglosen Ausdruck unserer Väter nicht mehr dulden. Aus eben diesem Grunde wird man auch in der geistlichen Poesie, wenigstens wegen des gesittetern Theils unserer Nation, neue Versuche wagen müßen; ob es gleich gewiß bleibt, daß wir viel schöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch eben so verständlich und geistreich seyn werden, als sie vor hundert oder zweyhundert Jahren waren. Wer diese verdrängt, um nur neuere dafür unterzuschieben, der ist gegen unsere Väter undankbar, und gegen die Erbauung, welche sie schaffen, unempfindlich. Viele alte Lieder sind auch nur stellenweise verwerflich; und es wäre zu wünschen, daß die Verbesserung derselben weniger Schwierigkeiten ausgesetzt seyn möchte. Ich glaube nicht, um nur ein Beyspiel anzuführen, daß unsere Väter durch die Stelle des Abendliedes:

Oeffne deiner Güte Fenster,
Sende deine Wacht herab;
Daß die schwarzen Nachtgespenster rc.

sind

sind beleidiget worden; aber ich glaube, daß sie in unsern Tagen beleidigt. Das Platte in der geistlichen Poesie ist weder die Schuld unserer Sprache, noch der Andacht. Luther hat in seinen herrlichen Liedern der Sprache meistens glücklich gewählt, so entfernt er auch von unsern Tagen gewesen ist. Es ist auch nicht die Härte der alten Sprache, welche Leser vom Geschmacke beleidiget, sondern das gezwungene, frostige, abentheuerliche Harte; nicht die Versetzung der Wörter, sondern die unnöthige und armselige Verwerfung. Man lese folgende Stelle:

Es ist ja, Herr, dein Geschenk und Gab,
Mein Leib, Seel, und alles, was ich hab,
In diesem armen Leben;
Damit ichs brauch zum Lobe dein,
Zum Nutz und Dienst des Nächsten mein,
Wollst mir dein Gnade geben!

Sie hat viel Hartes nach unserer itzigen Mundart, und uns ungewöhnliche Versetzung; und dennoch, wer kann sie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie seine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, singen oder

lesen?

lesen? Sie ist mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie rein sind. Und warum ist diese Stelle, ungeachtet ihrer Härte, so schön? Weil der Ausdruck stark und kräftig, weil der Inhalt des Gedankens groß, und doch der Gedanke nicht ausgedehnt ist; weil die Kürze und der Nachdruck das Harte entschuldigen; weil die Versetzungen der Deutlichkeit nicht schaden, sondern mehr die Aufmerksamkeit befördern.

Aus den guten geistlichen Gesängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Gesange gewidmet sind, ist es leicht, sich die Regeln von dieser Art der geistlichen Poesie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrschen, die den Verstand nährt, ohne ihm Eckel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, sondern von dem Richtigen entsteht. Es muß eine gewisse Stärke des Ausdrucks in den geistlichen Gesängen herrschen, die nicht sowohl die Pracht und der Schmuck der Poesie, als die

Sprache der Empfindung, und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verstandes ist. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren ist das, was sich gut singen, und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft so sehr davon erfüllt, daß das Herz nichts empfängt. Es muß in geistlichen Liedern zwar die übliche gewählte Sprache der Welt herrschen; aber noch mehr, wo es möglich ist, die Sprache der Schrift; diese unnachahmliche Sprache, voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft ist der Ausdruck der Lutherischen Uebersetzung selbst der kräftigste; oft giebt das Alterthum desselben der Stelle des Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Gestalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion, dadurch am gewissesten in das Gedächtniß zurück gerufen, oder die Vorstellung davon am lebhaftesten in unserm Verstande erneuert. Ja, oft können auch selbst die Stellen und Ausdrücke der Schrift durch den Zusammenhang, in den sie der Liederdichter bringt,

eine

eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht sehr nöthig ist.

Es giebt eine doppelte Gattung der geistlichen Oden; zu der einen gehören die Lehroden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen sie so, nachdem mehr Unterricht, oder mehr Empfindung darinne herrschet. Es wird also auch eine doppelte Schreibart dieser Oden geben. In den Lehroden wird Deutlichkeit und Kürze vornehmlich herrschen müßen; in der andern Gattung die Sprache des Herzen, die lebhafte, gedrungene, feurige und doch stets verständliche Sprache. Daß der Verstand in den Liedern unterrichtet, und genährt werde, ist eine sehr nothwendige Pflicht, wenn man die unrichtigen Begriffe, die sich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntniß in den Wahrheiten derselben, und die täglichen Zerstreuungen bedenkt, unter denen unsere Einsicht in die Religion, oft Sätze, oft Bestimmungen und Beweise, oft wenigstens den Eindruck und die lebhafte Vorstellung davon verliert.

Die Lieder für das Herz, denen der Gesang vorzüglich eigen ist, müßen so beschaffen seyn, daß sie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion ist, fühlen lassen; das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldenmüthige der Selbstverleugnung, das Große der Demuth, das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorsams gegen Gott und unsern Erlöser, das Glück, eine unsterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erschaffene und erlöste Seele zu haben; daß sie uns die Schändlichkeit des Lasters, das Thierische der Lüste und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust; mit einem Worte die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Lasters empfinden lassen; der Tugend, wie sie von Gott geliebt, befohlen, zu unserm Glücke befohlen wird; des Lasters, wie es vor Gott eine Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Pein ist.

Da die geistlichen Gesänge nicht wie die andern Arien der Poesie das Vergnügen

gnügen zu ihrer Hauptabsicht haben; so soll man für den Wohlklang weniger besorgt seyn, als für das Nachdrückliche und Kräftige. Das Ohr leide bey einer kleinen Härte, bey einem abgerißnen, bey einem nicht ganz reinen Reime; wenn nur das Herz dabey gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine größere Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, hört auf an demselbigen Orte ein Fehler zu seyn. Dadurch will ich aber weder meinen Freyheiten eine Schutzrede halten, noch junge Dichter in der Nachläßigkeit des Wohlklanges und Versbaues bestärken. Genug, daß ich die Pflichten der Ausbesserung bey diesen Gesängen eben so wenig vergessen habe, als bey meinen übrigen Gedichten. Dieß Zeugniß, wenn ich mirs nicht selbst geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in diesen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerley biblische Stellen vor: so rechtfertiget entweder der Inhalt diese Freyheit, oder der Gedanke, daß ein Lied für sich ein Ganzes ist, das man in einer Sammlung, als von den andern abgesondert,

 be-

betrachten muß. Bey den meisten dieser Lieder habe ich auf Kirchenmelodien zurück gesehen, und denen ich zu Ende ein Verzeichniß angehangen; und wie die Deklamation des Redners seiner Rede das Leben giebt, so giebt oft die Melodie erst dem Liede seine ganze Kraft. Vieles wird durch den Gesang eindringender und sanfter, als es im Lesen war; und viele Lieder müßen aus diesem Gesichtspunkte am meisten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verstande zum Singen geschickt: so wird es doch genug Belohnung für mich seyn, wenn sie sich mit Erbauung lesen lassen.

Leipzig, im Monate März.
1757.

Bitten.

GOTT, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken gehen;
Du krönst uns mit Barmherzigkeit,
Und eilst uns beyzustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
Vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort;
Denn ich will vor dir beten.

Ich bitte nicht um Ueberfluß,
Und Schätze dieser Erden.
Laß mir, so viel ich haben muß,
Nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
Dich, Gott, und den, den du gesandt,
Und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr und Ruhm,
So sehr sie Menschen rühren;
Des guten Namens Eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sey meine Pflicht,
Der Ruhm vor deinem Angesicht,
Und frommer Freunde Liebe.

So bitt ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes Leben,
Im Glücke Demuth, Muth in Noth,
Das wollest du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit;
Laß du mich nur Barmherzigkeit
Vor dir im Tode finden.

Das Gebet.

Dein Heil, o Christ, nicht zu verscherzen,
Sey wach und nüchtern zum Gebet!
Ein Flehn aus reinem guten Herzen,
Hat Gott, dein Vater, nie verschmäht.
Erschein vor seinem Angesichte
Mit Dank, mit Demuth, oft und gern,
Und prüfe dich in seinem Lichte,
Und klage deine Noth dem Herrn.

Welch Glück, so hoch geehrt zu werden,
Und im Gebet vor Gott zu stehn!
Der Herr des Himmels und der Erden,
Bedarf der eines Menschen Flehn?

Sagt Gott nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Ist des Gebetes Frucht nicht dein?
Wer sich der Pflicht zu beten schämet,
Der schämt sich Gottes Freund zu seyn.
Sein Glück von seinem Gott begehren,
Ist dieß denn eine schwere Pflicht?
Und seine Wünsche Gott erklären,
Erhebt dieß unsre Seele nicht?
Sich in der Furcht des Höchsten stärken,
In dem Vertraun, daß Gott uns liebt,
Im Fleiß zu allen guten Werken,
Ist diese Pflicht für dich betrübt?
Bet oft in Einfalt deiner Seelen;
Gott sieht aufs Herz, Gott ist ein Geist.
Wie können dir die Worte fehlen,
Wofern dein Herz dich beten heißt?
Nicht Töne sinds, die Gott gefallen,
Nicht Worte, die die Kunst gebeut.
Gott ist kein Mensch. Ein gläubig Lallen,
Das ist vor ihm Beredtsamkeit.
Wer das, was uns zum Frieden dient,
Im Glauben sucht, der ehret Gott.
Wer das zu bitten sich erkühnt,
Was er nicht wünscht, entehret Gott.
Wer täglich Gott die Treue schwöret,
Und dann vergißt, was er beschwur,
Und klagt, daß Gott ihn nicht erhöret,
Der spottet seines Schöpfers nur.
Bet oft zu Gott, und schmeck in Freuden,
Wie freundlich er dein Vater ist.

Bet oft zu Gott, und fühl im Leiden,
Wie göttlich er das Leid versüßt.
Bet, oft, wenn dich Versuchung quälet;
Gott hörts, Gott ists, der Hilfe schafft,
Bet oft, wenn innrer Trost dir fehlet;
Er giebt dem Müden Stärk und Kraft.

Bet oft, und heiter im Gemüthe
Schau dich an seinen Wundern satt;
Schau auf den Ernst, schau auf die Güte,
Mit der er dich geleitet hat.
Hier irrtest du in deiner Jugend,
Im Alter dort. Er trug Geduld:
Rief dich durch Glück und Kreuz zur Tugend;
Erkenn, und fühle seine Huld.

Bet oft, und schau mit sel'gen Blicken
Hin in des Ewigen Gezelt.
Und schmeck im gläubigen Entzücken
Die Kräfte der zukünft'gen Welt.
Ein Glück von Millionen Jahren,
Welch Glück! Doch ists von jenem Glück,
Das dem der Herr wird offenbaren,
Der ihm hier dient, kein Augenblick.

Bet oft; durchschau mit heilgem Muthe
Die herzliche Barmherzigkeit,
Daß, der mit seinem theuren Blute
Die Welt, der Sünder Welt befreyt.
Nie wirst du dieses Werk ergründen.
Nein, es ist eines Gottes That.
Erfreu dich ihrer, rein von Sünden,
Und ehr im Glauben Gottes Rath.

Bet oft; entdeck am stillen Orte
Gott ohne Zagen deinen Schmerz.
Er schließt vom Herzen auf die Worte,
Nicht von den Worten auf das Herz.
Nicht dein gebognes Knie, nicht Thränen,
Nicht Worte, Seufzer, Psalm und Ton,
Nicht dein Gelübd rührt Gott; dein Sehnen,
Dein Glaub an ihn und seinen Sohn.

Bet oft; Gott wohnt an jeder Stätte,
In keiner minder, oder mehr.
Denk nicht; wenn ich mit vielen bete:
So find ich eh bey Gott Gehör.
Gott ist kein Mensch. Ist dein Begehren
Gerecht und gut: so hört ers gern.
Ists nicht gerecht: so gelten Zähren
Der ganzen Welt nichts vor dem Herrn.

Doch säume nicht in den Gemeinen
Auch öffentlich Gott anzuflehn,
Und seinen Namen mit den Seinen,
Mit deinen Brüdern zu erhöhn;
Dein Herz voll Andacht zu entdecken,
Wie es dein Mitchrist dir entdeckt,
Und ihn zur Inbrunst zu erwecken,
Wie er zur Inbrunst dich erweckt.

Bist du dein Herr, dem andre dienen:
So sey ihr Beyspiel, sey es stets,
Und feyre täglich gern mit ihnen
Die sel'ge Stunde des Gebets.
Nie schäme dich des Heils der Seelen,
Die Gottes Hand dir anvertraut.

Kein Knecht des Hauses müße fehlen;
Er ist ein Christ, und werd erbaut.
Bet oft zu Gott für deine Brüder,
Für alle Menschen, als ihr Freund:
Denn wir sind eines Leibes Glieder;
Ein Glied davon ist auch dein Feind.
Bet oft, so wirst du Glauben halten,
Dich prüfen, und das Böse scheun,
An Lieb und Eifer nicht erkalten,
Und gern zum Guten weise seyn.

Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein Angesicht,
Verwirf, o Gott! mein Flehen nicht;
Vergieb mir alle meine Schuld,
Du Gott der Gnaden und Geduld.
Schaff du ein reines Herz in mir,
Ein Herz voll Lieb und Furcht zu dir,
Ein Herz voll Demuth, Preis und Dank,
Ein ruhig Herz mein Lebenlang.
Sey mein Beschützer in Gefahr;
Ich harre deiner immerdar.
Ist wohl ein Uebel, das mich schreckt,
Wenn deine Rechte mich bedeckt?
Ich bin ja, Herr, in deiner Hand.
Von dir empfieng ich den Verstand;
Erhalt in mir, o Herr, mein Hort,
Und stärk ihn durch dein göttlich Wort.

Laß, deines Namens mich zu freun,
Ihn stets vor meinen Augen seyn.
Laß, meines Glaubens mich zu freun,
Ihn stets durch Liebe thätig seyn.
Das ist mein Glück, was du ich lehrst.
Das sey mein Glück, daß mich zuerst
Nach deinem Reiche tracht, und treu
In allen meinen Pflichten sey!
Ich bin zu schwach aus eigner Kraft
Zum Siege meiner Leidenschaft;
Du aber ziehst mit Kraft mich an,
Daß ich den Sieg erlangen kann.
Gieb von den Gütern dieser Welt
Mir, Herr, so viel, als dir gefällt;
Gieb deinem Knecht ein mäßig Theil,
Zu seinem Fleiße Glück und Heil.
Schenkt deine Hand mir Ueberfluß;
So laß mich mäßig im Genuß,
Und dürft'ge Brüder zu erfreun,
Mich einen frohen Geber seyn.
Gieb mir Gesundheit, und verleih,
Daß ich sie nutz' und dankbar sey,
Und nie aus Liebe gegen sie,
Mich zaghaft einer Pflicht entzieh.
Erwecke mir stets einen Freund,
Ders treu mit meiner Wohlfahrt meynt,
Mit mir in deiner Furcht sich übt,
Mir Rath und Trost und Beyspiel giebt.
Bestimmst du mir ein längres Ziel,
Und werden meiner Tage viel:

So laß Gott meine Zuversicht,
Verlaß mich auch im Alter nicht.
Und wird sich einst mein Ende nahn:
So nimm dich meiner herzlich an,
Und sey, durch Christum deinen Sohn,
Mein Schirm, mein Schild und großer Lohn.

Morgengesang.

Mein erst Gefühl sey Preis und Dank!
Erheb ihn, meine Seele!
Der Herr hört deinen Lobgesang;
Lobsing ihm meine Seele!
Mich selbst zu schützen ohne Macht,
Lag ich, und schlief im Frieden.
Wer schafft die Sicherheit der Nacht,
Und Ruhe für die Müden?
Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein Leben zu bewahren?
Wer stärkt mein Blut in seinem Fleiß,
Und schützt mich vor Gefahren?
Wer lehrt das Auge seine Pflicht,
Sich sicher zu bedecken?
Wer ruft dem Tag und seinem Licht,
Die Seele zu erwecken?
Du bist es, Herr und Gott der Welt,
Und dein ist unser Leben.
Du bist es, der es uns erhält,
Und mirs itzt neu gegeben.

Gelobet seyst du, Gott der Macht,
Gelobt sey deine Treue!
Daß ich nach einer sanften Nacht
Mich dieses Tags erfreue.

Laß deinen Segen auf mir ruhn,
Mich deine Wege wallen;
Und lehre mich du selber thun
Nach deinem Wohlgefallen.

Nimm meines Lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine Seele.
Sey mir ein Retter in Gefahr,
Ein Vater, wenn ich fehle.

Gieb mir ein Herz voll Zuversicht,
Erfüllt mit Lieb und Ruhe,
Ein weises Herz, das seine Pflicht
Erkenn, und willig thue.

Daß ich als ein getreuer Knecht
Nach deinem Reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine Gnade lebe.

Daß ich dem Nächsten beyzustehn,
Nie Fleiß und Arbeit scheue,
Mich gern an andrer Wohlergehn
Und ihrer Tugend freue.

Daß ich das Glück der Lebenszeit
In deiner Furcht genieße,
Und meinen Lauf mit Freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.

Prü-

Prüfung am Abend.

Der Tag ist wieder hin, und diesen Theil des Lebens,
Wie hab ich ihn verbracht? Verstrich er mir vergebens?
Hab ich mit allem Ernst dem Guten nachgestrebt?
Hab ich vielleicht nur mir, nicht meiner Pflicht gelebt?

Wars in der Furcht des Herrn, daß ich ihn angefangen?
Mit Dank und mit Gebet, mit eifrigem Verlangen,
Als ein Geschöpf von Gott der Tugend mich zu weihn,
Und züchtig, und gerecht, und Gottes Freund zu seyn?

Hab ich in dem Beruf, den Gott mir angewiesen,
Durch Eifer und durch Fleiß ihn, diesen Gott, gepriesen?
Mir und der Welt genützt, und jeden Dienst gethan,
Weil ihn der Herr gebot, nicht weil mich Menschen sahn?

Wie hab ich diesen Tag mein eigen Herz regieret?
Hat mich im Stillen oft ein Blick auf Gott gerühret?

Erfreut ich mich des Herrn, der unser Flehn bemerkt?
Und hab ich im Vertraun auf ihn mein Herz gestärkt?
Dacht ich bey dem Genuß der Güter dieser Erden
An den Allmächtigen, durch den sie sind und werden?
Verehrt' ich ihn im Staub? Empfand ich seine Huld?
Trug ich das Glück mit Dank, den Unfall mit Geduld?
Und wie genoß mein Herz des Umgangs süße Stunden?
Fühlt ich der Freundschaft Glück? Sprach ich, was ich empfunden?
War auch mein Ernst noch sanft, mein Scherz noch unschuldsvoll?
Und hab ich nichts geredt, das ich bereuen soll?
Hab ich die Meinigen durch Sorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein Beyspiel still zum Guten unterrichtet?
War zu des Mitleids Pflicht mein Herz nicht zu bequem?
Ein Glück, das andre traf, war dieß mir angenehm?
War mir der Fehltritt leid, so bald ich ihn begangen?

Bestritt ich auch in mir ein unerlaubt Verlangen?
Und wenn in dieser Nacht Gott über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu stehn, auch willig und bereit?
Gott, der du alles weißt, was könnt ich dir verhehlen?
Ich fühle täglich noch die Schwachheit meiner Seelen.
Vergieb durch Christi Blut mir die verletzte Pflicht;
Vergieb, und gehe du nicht mit mir ins Gericht.
Ja, du verzeihest dem, den seine Sünden kränken;
Du liebst Barmherzigkeit, und wirst auch mir sie schenken.
Auch diese Nacht bist du der Wächter über mir;
Leb ich, so leb ich dir, sterb ich, so sterb ich dir.

Abendlied.

Für alle Güte sey gepreist,
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den Dank,
Den Lobgesang,
Den ich dir kindlich singe.
Du nahmst dich meiner herzlich an,
Hast großes heut an mir gethan,
Mir mein Gebet gewähret;
Hast väterlich

Mein

Mein Haus und mich
Beschützet und genähret.
Herr, was ich bin, ist dein Geschenk;
Der Geist, mit dem ich dein gedenk,
Ein ruhiges Gemüthe;
Was ich vermag
Bis diesen Tag,
Ist alles deine Güte.
Sey auch, nach deiner Lieb und Macht,
Mein Schutz und Schirm in dieser Nacht,
Vergieb mir meine Sünden.
Und kömmt mein Tod,
Herr Zebaoth,
So laß mich Gnade finden.

Abendlied.

Herr, der du mir das Leben
Bis diesen Tag gegeben,
Dich bet ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe
Der Treue, die ich singe,
Und die du heut an mir gethan.
Mit dankendem Gemüthe
Freu ich mich deiner Güte;
Ich freue mich in dir.
Du giebst mir Kraft und Stärke,
Gedeihn zu meinem Werke,
Und schaffst ein reines Herz in mir.

Gott, welche Ruh der Seelen,
Nach deines Worts Befehlen
Einher im Leben gehn!
Auf deine Güte hoffen,
Im Geist den Himmel offen,
Und dort den Preis des Glaubens sehn.
Ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich im Staube
Zu dir, o Gott mein Heil.
Ich bin der Schuld entladen,
Ich bin bey dir in Gnaden,
Und in dem Himmel ist mein Theil.
Bedeckt mit deinem Segen,
Eil ich der Ruh entgegen,
Dein Name sey gepreist!
Mein Leben und mein Ende
Ist dein; in deine Hände
Befehl ich, Vater, meinen Geist.

Danklied.

Du bists, dem Ruhm und Ehre gebühret;
Und Ruhm und Ehre bring ich dir.
Du, Herr, hast stets mein Schicksal regieret,
Und deine Hand war über mir.
Wenn Noth zu meiner Hütte sich nahte;
So hörte Gott, der Herr, mein Flehn,
Und ließ, nach seinem gnädigen Rathe,
Mich nicht in meiner Noth vergehn.

Ich

Ich sank in Schmerz und Krankheit danieder,
Und rief: O Herr, errette mich!
Da half mir Gott, der Mächtige wieder,
Und mein Gebein erfreute sich.

Wann mich der Haß des Feindes betrübte:
Klagt ich Gott kindlich meinen Schmerz.
Er half, daß ich nicht Rache verübte,
Und stärkte durch Geduld mein Herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen Pfade,
Mit Sünde mich umfangen sah:
Rief ich zu ihm, dem Vater der Gnade;
Und seine Gnade war mir nah.

Um Trost war meiner Seele so bange;
Denn Gott verbarg sein Angesicht.
Ich rief zu ihm: ach Herr, wie so lange!
Und Gott verließ den Schwachen nicht.

Er half, und wird mich ferner erlösen.
Er hilft; der Herr ist fromm und gut.
Er hilft aus der Versuchung zum Bösen,
Und giebt mir zu der Tugend Muth.

Dir dank ich für die Prüfung der Leiden,
Die du mir liebreich zugeschickt.
Dir dank ich für die häufigern Freuden,
Womit mich deine Hand beglückt.

Dir dank ich für die Güter der Erden,
Für die Geschenke deiner Treu,
Dir dank ich; denn du hießest sie werden,
Und deine Güt ist täglich neu.

Dir dank ich für das Wunder der Güte;
Selbst deinen Sohn gabst du für mich.

Von ganzer Seel und ganzem Gemüthe,
Von allen Kräften preiß ich dich.
Erhebt ihn ewig, göttliche Werke!
Die Erd ist voll der Huld des Herrn,
Sein, sein ist Ruhm und Weisheit und Stärke;
Er hilft, und er errettet gern.
Er hilft. Des Abends währet die Klage,
Des Morgens die Zufriedenheit.
Nach einer Prüfung weniger Tage
Erhebt er uns zur Seligkeit.
Vergiß nicht deines Gottes, o Seele!
Vergiß nicht, was er dir gethan.
Verehr, und halte seine Befehle,
Und bet ihn durch Gehorsam an!

Weihnachtslied.

Auf, schicke dich,
Recht feyerlich
Des Heilands Fest mit Danken zu begehen!
Lieb ist der Dank,
Der Lobgesang,
Durch den wir ihn den Gott der Lieb erhöhen.
Sprich dankbar froh:
Also, also
Hat Gott die Welt in seinem Sohn geliebet!
O, wer bin ich,
Herr, daß du mich
So herrlich hoch in deinem Sohn geliebet?

Er,

Er, unser Freund,
Mit uns vereint,
Zur Zeit, da wir noch seine Feinde waren;
Er wird uns gleich,
Um Gottes Reich
Und seine Lieb im Fleisch zu offenbaren.
An ihm nimm Theil,
Er ist das Heil;
Thu täglich Buß, und glaub an seinen Namen.
Der ehrt ihn nicht,
Wer Herr, Herr, spricht,
Und doch nicht sucht sein Beyspiel nachzuahmen.
Aus Dank will ich
In Brüdern dich,
Dich, Gottessohn! bekleiden, speisen, tränken.
Der Frommen Herz
In ihrem Schmerz
Mit Trost erfreun, und dein dabey gedenken.
Rath, Kraft und Held,
Durch den die Welt
Und alles ist, im Himmel und auf Erden!
Die Christenheit
Preist dich erfreut,
Und aller Knie soll dir gebeuget werden.
Erhebt den Herrn!
Er hilft uns gern,
Und wer ihn sucht, den wird sein Name trösten.
Alleluja!
Alleluja!

Freut euch des Herrn, und jauchzt ihm, ihr Erlösten!

Weihnachtslied.

Dieß ist der Tag, den Gott gemacht;
Sein werd in aller Welt gedacht!
Ihn preise, was durch Jesum Christ,
Im Himmel und auf Erden ist!
Die Völker haben dein geharrt,
Bis das die Zeit erfüllet ward;
Da sandte Gott von seinem Thron
Das Heil der Welt, dich, seinen Sohn.
Wenn ich dieß Wunder fassen will;
So steht mein Geist vor Ehrfurcht still;
Er betet an, und er ermißt,
Daß Gottes Lieb unendlich ist.
Damit der Sünder Gnad erhält,
Erniedrigst du dich, Herr der Welt,
Nimmst selbst an unsrer Menschheit Theil,
Erscheinst im Fleisch, und wirst uns Heil.
Dein König, Zion, kömmt zu dir.
„Ich komm, im Buche steht von mir;
„Gott, deinen Willen thu ich gern.
Gelobt sey, der da kömmt im Herrn!
Herr, der du Mensch gebohren wirst,
Immanuel und Friedefürst,
Auf den die Väter hoffend sahn,
Dich, Gott Messias, bet ich an.

Du unser Heil und höchstes Gut,
Vereinest dich mit Fleisch und Blut,
Wirst unser Freund und Bruder hier,
Und Gottes Kinder werden wir.
Gedanke voller Majestät!
Du bist es, der das Herz erhöht.
Gedanke voller Seligkeit!
Du bist es, der das Herz erfreut.
Durch Eines Sünde fiel die Welt.
Ein Mittler ists, der sie erhält.
Was zagt der Mensch, wenn der ihn schützt,
Der in des Vaters Schooße sitzt?
Jauchzt, Himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den Tag der heiligsten Geburt;
Und Erde, die ihn heute sieht,
Sing ihm, dem Herrn, ein neues Lied!
Dieß ist der Tag, den Gott gemacht:
Sein werd in aller Welt gedacht!
Ich preise, was durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist!

Am neuen Jahre.

Er ruft der Sonn, und schafft den Mond,
Das Jahr darnach zu theilen.
Er schafft es, daß man sicher wohnt,
Und heißt die Zeiten eilen.
Er ordnet Jahre, Tag und Nacht;

Auf, laßt uns ihm, dem Gott der Macht,
Ruhm, Preis, und Dank ertheilen!
Herr, der da ist, und der da war,
Von dankerfüllten Zungen
Sey dir für das verfloßne Jahr
Ein heilig Lied gesungen;
Für Leben, Wohlfahrt, Trost und Rath,
Für Fried und Ruh, für jede That,
Die uns durch dich gelungen.
Laß auch dieß Jahr gesegnet seyn,
Das du uns neu gegeben.
Verleih uns Kraft, die Kraft ist dein,
In deiner Furcht zu leben.
Du schützest uns, und du vermehrst
Der Menschen Glück, wenn sie zuerst
Nach deinem Reiche streben.
Gieb mir, wofern es dir gefällt,
Des Lebens Ruh und Freuden.
Doch schadet mir das Glück der Welt:
So gieb mir Kreuz und Leiden.
Nur stärke mit Geduld mein Herz,
Und laß mich nicht in Noth und Schmerz.
Die Glücklichern beneiden.
Hilf deinem Volke väterlich
In diesem Jahre wieder.
Erbarme der Verlaßnen dich,
Und der bedrängten Glieder.
Gieb Glück zu jeder guten That
Und laß dich, Gott, mit Heil und Rath
Auf unsern Fürsten nieder.

Daß

Daß Weisheit und Gerechtigkeit
Auf seinem Stuhle throne;
Daß Tugend und Zufriedenheit
In unserm Lande wohne;
Daß Treu und Liebe bey uns sey;
Dieß, lieber Vater, dieß verleih
In Christo deinem Sohne!

Passions Lied.

Herr, stärke mich, dein Leiden zu bedenken,
Mich in das Meer der Liebe zu versenken,
Die dich bewog, von aller Schuld des Bösen
Uns zu erlösen.
Vereint mit Gott, ein Mensch gleich uns auf Erden,
Und bis zum Tod am Kreuz gehorsam werden;
An unsrer statt gemartert, und zerschlagen,
Die Sünde tragen;

Welch wundervoll hochheiliges Geschäffte!
Sinn ich ihm nach: so zagen meine Kräfte,
Mein Herz erbebt; ich seh, und ich empfinde
Den Fluch der Sünde.

Gott ist gerecht, ein Rächer alles Bösen,
Gott ist die Lieb, und läßt die Welt erlösen.
Dieß kann mein Geist, mit Schrecken und Entzücken,
Am Kreuz erblicken.

Es schlägt den Stolz und mein Verdienst danieder.
Es stürzt mich tief, und es erhebt mich wieder,
Lehrt mich mein Glück, macht mich aus Gottes Feinde
Zu Gottes Freunde.

O Herr, mein Heil, an dessen Blut ich glaube,
Ich liege hier vor dir gebückt im Staube,
Verliere mich mit dankendem Gemüthe
In deine Güte.

Sie übersteigt die menschlichen Gedanken;
Allein sollt ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Mensch, darf der sich unterwinden,
Gott zu ergründen?

Das Größt in Gott ist Gnad und Lieb erweisen;
Uns kömmt es zu, sie demuthsvoll zu preisen,
Zu sehn, wie hoch, wenn Gott uns Gnad erzeiget,
Die Gnade steiget.

Laß deinen Geist mich stets, mein Heiland lehren,
Dein göttlich Kreuz im Glauben zu verehren;
Daß ich, getreu in dem Beruf der Liebe,
Mich christlich übe.

Das Gute thun, das Böse fliehn, und meiden,
Herr, diese Pflicht lehrt mich dein heilig Leiden.
Kann ich zugleich das Böse mir erlauben,
Und an dich glauben?

Da du dich selbst für mich dahin gegeben,
Wie könnt ich noch nach meinem Willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner Ehre?

Ich sollte nicht, wenn Leiden dieser Erden,
Wenn Kreuz mich trifft, gelaßnes Herzens werden;
Da du so viel für uns, die wirs verschuldet,
Liebreich erduldet.

Für welche du dein Leben selbst gelassen,
Wie könnt ich sie, sie meine Brüder hassen;
Und nicht wie du, wenn sie mich untertreten,
Für sie noch beten?

Ich will nicht Haß mit gleichem Haß vergelten.
Wenn man mich schilt, nicht rächend wiederschelten.
Du Heiliger, du Herr und Haupt der Glieder
Schaltst auch nicht wieder.

Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dieß ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen,
Und Gott giebt uns die Kraft in deinem Namen,
Dich nachzuahmen.

Unendlich Glück, du littest uns zu Gute.
Ich bin versöhnt in deinem theuren Blute.
Du hast mein Heil, da du für mich gestorben,
Am Kreuz erworben.

So bin ich denn schon selig hier im Glauben?
So wird mir nichts, nichts meine Krone rauben?
So werd ich dort, von Herrlichkeit umgeben,
Einst ewig leben?

Ja, wenn ich stets der Tugend Pfad betrete,
Im Glauben kämpf, im Glauben wach und bete;

So ist mein Heil schon so gewiß erstrebet,
Als Jesus lebet.
Lockt böse Lust mein Herz mit ihrem Reize:
So schrecke mich dein Wort, das Wort vom Kreuze.
Und werd ich matt im Laufe guter Werke:
So sey mirs Stärke.

Seh ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden:
So seys doch mir, Trotz alles frechen Spottes,
Die Weisheit Gottes.

Gott, eile nicht, sie rächend zu zerschmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den Spöttern
Sich spät bekehrt, und dich, den er geschmähet,
Um Gnade flehet.

Wenn endlich, Herr, mich meine Sünden kränken,
So laß dein Kreuz mir wieder Ruhe schenken;
Dein Kreuz, dieß sey, wenn ich den Tod einst leide,
Mir Fried und Freude.

Passionslied.

Erforsche mich, erfahr mein Herz,
Und sieh, Herr, wie ichs meyne.
Ich denk an deines Leidens Schmerz,
An deine Lieb, und weine.
Dein Kreuz sey mir gebenedeyt!

Welch

Welch Wunder der Barmherzigkeit
Hast du der Welt erwiesen!
Wann hab ich dieß genug bedacht,
Und dich aus aller meiner Macht
Genug dafür gepriesen?

Rath, Kraft, und Friedefürst und Held!
In Fleisch und Blut gekleidet,
Wirst du das Opfer für die Welt,
Und deine Seele leidet.
Dein Freund, der dich verräth, ist nah.
Des Zornes Gottes Stund ist da,
Und Schrecken strömen über.
Du zagst, und fühlst der Höllen Weh,
„ Ists möglich, Vater, o so geh
„ Der Kelch vor mir vorüber! „

Dein Schweis wird Blut; du ringst, und zagst,
Und fällst zur Erde nieder;
Du, Sohn des Höchsten, kämpfst, und wagst
Die erste Bitte wieder.
Du fühlst, von Gott gestärkt im Streit,
Die Schrecken einer Ewigkeit,
Und Strafen sonder Ende.
Auf dich nimmst du der Menschen Schuld,
Und giebst mit göttlicher Geduld
Dich in der Sünder Hände.

Du trägst der Missethäter Lohn,
Und hattest nie gesündigt;
Du, der Gerechte, Gottes Sohn!
So wars vorher verkündigt.
Der Frechen Schaar begehrt dein Blut,

Du

Du duldest, göttlich groß, die Wut,
Um Seelen zu erretten.
Dein Mörder, Jesus, war auch ich;
Denn Gott warf aller Sünd auf dich,
Damit wir Friede hätten.

Erniedrigt bis zur Knechtsgestalt,
Und doch der Größt im Herzen,
Erträgst du Spott, Schmach und Gewalt,
Voll Krankheit und voll Schmerzen.
Wir sahn dich, der Verheißung Ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht Gestalt, noch Schöne,
Vor dir, Herr, unsre Zuversicht,
Verbarg man selbst das Angesicht;
Dich schmähn des Bundes Söhne.

Ein Opfer, nach dem ew'gen Rath,
Belegt mit unsern Plagen,
Um deines Volkes Missethat
Gemartert und zerschlagen,
Gehst du den Weg zum Kreuzesstamm,
In Unschuld stumm, gleich als ein Lamm,
Das man zur Schlachtbank führet.
Freywillig, als der Helden Held.
Trägst du aus Liebe für die Welt,
Den Tod, der uns gebühret.

„ Sie haben meine Hände mir,
„ Die Füße mir durchgraben,
„ Und grosse Farren sinds, die hier
„ Mich, Gott! umringet haben.
„ Ich heul, und meine Hilf ist fern.

„ Sie

„ Sie spotten mein: er klagts dem Herrn,
„ Ob dieser ihn befreyte!
„ Du legst mich in des Todes Staub,
„ Ich bin kein Mensch; ein Wurm, ein Raub
„ Der Wut, ein Spott der Leute.
„ Ich ruf, und du antwortest nie,
„ Und mich verlassen alle.
„ In meinem Durste reichen sie
„ Mir Essig dar mit Galle.
„ Wie Wachs zerschmilzt in mir mein Herz,
„ Sie sehn mit Freuden meinen Schmerz,
„ Die Arbeit meiner Seelen.
„ Warum verläßt du deinen Knecht?
„ Mein Gott, mein Gott! ich leid, und möcht
„ All mein Gebeine zählen.
Du neigst dein Haupt. Es ist vollbracht.
Du stirbst! Die Erd erschüttert.
Die Arbeit hab ich dir gemacht.
Herr, meine Seele zittert.
Was ist der Mensch, den du befreyt?
O wär ich doch ganz Dankbarkeit!
Herr, laß mich Gnade finden!
Und deine Liebe dringe mich,
Daß ich dich wieder lieb, und dich
Nie kreuzige mit Sünden.
Welch Warten einer ew'gen Pein
Für die, die dich verachten;
Die solcher Gnade werth zu seyn,
Nach keinem Glauben trachten!
Für die, die dein Verdienst gestehn,

Und dich durch ihre Laster schmähn,
Als einen Sündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins Gericht.
Wer nicht dein Wort hält, liebt dich nicht;
Ihm bist du kein Versöhner.

Du hasts gesagt. Du wirst die Kraft
Zur Heiligung mir schenken.
Dein Blut ists, das mir Trost verschafft,
Wenn mich die Sünden kränken.
Laß mich im Eifer des Gebets,
Laß mich in Lieb und Demuth stets
Vor dir erfunden werden.
Dein Heil sey mir der Schirm in Noth,
Mein Stab im Glück, mein Schild im Tod,
Mein letzter Trost auf Erden!

Trost der Erlösung.

Gedanke, der uns Leben giebt,
Welch Herz vermag dich auszudenken!
„ Also hat Gott die Welt geliebt,
„ Uns seinen Sohn zu schenken!

Hoch über die Vernunft erhöht,
Umringt mit heil'gen Finsternißen,
Füllst du mein Herz mit Majestät,
Und stillest mein Gewissen.

Ich kann der Sonne Wunder nicht,
Noch ihren Lauf und Bau ergründen;

Und doch kann ich der Sonne Licht
Und ihre Wärm empfinden.
So kann mein Geist den hohen Rath
Des Opfers Jesu nicht ergründen;
Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden.
Nimm mir den Trost, daß Jesus Christ
Am Kreuz nicht meine Schuld getragen,
Nicht Gott und mein Erlöser ist:
So werd ich angstvoll zagen.
Ist Christi Wort nicht Gottes Sinn,
So werd ich ewig irren müßen,
Und, wer Gott ist, und was ich bin,
Und werden soll, nicht wissen.
Nein, diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit,
Und halte fest am Glauben.
Des Sohnes Gottes Eigenthum,
Durch ihn des ew'gen Lebens Erbe,
Dieß bin ich; und das ist mein Ruhm,
Auf den ich leb, und sterbe.
Er giebt mir seinen Geist, das Pfand,
Daran wir seine Liebe merken,
Und bildet uns durch seine Hand
Zu allen guten Werken.
So lang ich seinen Willen gern
Mit einem reinen Herzen thue;
So fühl ich eine Kraft des Herrn
Und schmecke Fried und Ruhe.

Und wenn mich meine Sünde kränkt,
Und ich zu seinem Kreuze trete:
So weiß ich, daß er mein gedenkt,
Und thut, warum ich bete.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Daß ich erwecket aus der Erde,
Wenn er sich zum Gericht erhebt,
Im Fleisch ihn schauen werde.

Kann unser Lieb im Glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dieß ist die Lieb, o Gott, zu dir,
Dein Wort von Herzen halten.

Erfüll mein Herz mit Dankbarkeit,
So oft ich deinen Namen nenne,
Um Hilf, daß ich dich allezeit
Treu vor der Welt bekenne.

Soll ich dereinst noch würdig seyn,
Um deinetwillen Schmach zu leiden;
So laß mich keine Schmach und Pein
Von deiner Liebe scheiden.

Und soll ich, Gott, nicht für und für
Des Glaubens Freudigkeit empfinden:
So wirk ich doch sein Werk in mir,
Und rein'ge mich von Sünden.

Hat Gott uns seinen Sohn geschenkt:
So laß mich noch im Tode denken:
Wie sollt uns der, der ihn geschenkt,
Mit ihm nicht alles schenken!

Osterlied.

Erinnre dich, mein Geist, erfreut
Des hohen Tags der Herrlichkeit;
Halt im Gedächtniß Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!
 Fühl alle Dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien,
Als spräch er: Friede sey mit dir!
So freue dich, mein Geist, in mir.
 Schau über dich, und bet ihn an.
Er mißt den Sternen ihre Bahn;
Er lebt und herrscht mit Gott vereint,
Und ist dein König und dein Freund.
 Macht, Ruhm und Hoheit immerdar
Dem, der da ist, und der da war!
Sein Name sey gebenedeyt,
Von nun an bis in Ewigkeit!
 O Glaube, der das Herz erhöht,
Was ist der Erde Majestät,
Wenn sie mein Geist mit dir vergleicht,
Die ich durch Gottes Sohn erreicht?
 Vor seinem Thron in seinem Reich,
Unsterblich, heilig, Engeln gleich,
Und ewig, ewig selig seyn;
Herr, welche Herrlichkeit ist mein!
 Mein Herz erliegt froh unter ihr;
Lieb und Verwundrung kämpft in mir,
Und voll von Ehrfurcht, Dank und Pflicht,

Fall ich, Gott, auf mein Angesicht.
Du, der du in den Himmeln thronst,
Ich soll da wohnen, wo du wohnst,
Und du erfüllst einst mein Vertraun
In meinem Fleische dich zu schaun?
Ich soll, wenn du, des Lebens Fürst,
In Wolken göttlich kommen wirst,
Erweckt aus meinem Grabe gehn,
Und rein zu deiner Rechten stehn?
Mit Engeln und mit Seraphim,
Mit Thronen und mit Cherubim,
Mit allen Frommen allezeit
Soll ich mich freun in Ewigkeit?
Zu welchem Glück, zu welchem Ruhm
Erhebt uns nicht das Christenthum!
Mit dir gekreuzigt, Gottes Sohn,
Sind wir auch auferstanden schon.
Nie komm es mir aus meinem Sinn,
Was ich, mein Heil, dir schuldig bin;
Damit ich mich, in Liebe treu,
Zu deinem Bilde stets erneu.
Er ists, der alles in uns schafft;
Sein ist das Reich, sein ist die Kraft.
Halt im Gedächtniß Jesum Christ,
Der von dem Tod erstanden ist!

Osterlied.

„ Freywillig hab ichs dargebracht,
„ Und niemand nimmt mein Leben.
„ Es selbst zu lassen hab ich Macht,
„ Macht, wieder mirs zu geben.
„ Und darum liebt mein Vater mich,
„ Daß ich mein Leben laß, und ich
„ Für meine Feind es lasse.

„ Ich bin in meiner Niedrigkeit
„ Ein Aergerniß der Erden;
„ Verschmäht, gegeißelt, und verspeyt
„ Gekreuzigt werd ich werden;
„ Wenn alles dieß vollendet ist:
„ So wird des Menschen Sohn, der Christ,
„ Nicht die Verwesung sehen.

„ Weil er sich selbst erniedrigt hat:
„ So wird ihn Gott erhöhen.
„ Ich leid, und sterb an eurer statt,
„ Dann werd ich auferstehen,
„ Am dritten Tag geh ich heraus,
„ Lösch alle Schmach des Kreuzes aus,
„ Als Gottes Sohn bewiesen.

„ Ich will euch sehn, erfreuet euch,
„ Euch siegreich wiedersehen!
„ Euch lehren, meines Vaters Reich
„ Und hohen Rath verstehen!
„ Euch den verheißnen Geist verleihn;
„ Und ihr sollt meine Zeugen seyn,

„ Daß ich vom Tod erstanden.
„ Geht hin, und lehret alle Welt:
„ Ich bin des Weibes Samen,
„ Der Samen Abrahams, der Held;
„ Und tauft in meinem Namen.
„ Wer an Gott gläubt, gläubt auch an mich.
„ Thut Wunder, und beweist, daß ich
„ Zur Rechten Gottes sitze.
„ Kämpft für mein Evangelium,
„ Und freuet euch der Leiden.
„ Kein Engel, und kein Fürstenthum,
„ Nichts soll euch von mir scheiden.
„ Man wird euch hassen, und euch schmähn,
„ Euch tödten; dennoch solls geschehn,
„ Daß eure Lehre sieget.

Herr, unser Heil! sie hat gesiegt,
Und siegt in allen Landen,
Und zeuget, daß dein Wort nicht trügt,
Und zeugt, du bist erstanden.
Dein Kreuz, an das man dich erhöht,
Verwandelt sich in Majestät;
Du gehst aus deinem Grabe.

Gehaßt in deiner Niedrigkeit,
Warst du ein Ziel des Spottes,
Und zeigtest doch zu gleicher Zeit
An dir die Hoheit Gottes.
Dein Kreuz schien zwar der Welt ein Greul;
Doch sterben für der Feinde Heil,
Dieß ist die höchste Tugend.

Dein

Dein Reich war nicht von dieser Welt,
Dein Ruhm nicht Menscheneh̄re.
An Demuth groß, an Lieb ein Held,
Und göttlich in der Lehre:
Geduldig, und von Sünden rein,
Gehorsam, bis zum Kreuze, seyn;
Dieß war des Heilands Größe.

Du starbst am Kreuz. Doch war dir nicht
Die Kraft des Herrn gegeben?
Wer gab den Blinden das Gesicht!
Den Todten selbst das Leben?
Und wem gehorchte Wind und Meer?
Und wem der bösen Geister Heer?
Du warst von Gott gekommen.

Nun irren mich nicht Schmach und Spott,
Noch deines Kreuzes Schanden.
Du bist mein Herr, du bist mein Gott;
Denn du bist auferstanden.
Du bist mein Heil, mein Fels, mein Hort,
Der Herr, durch dessen mächtig Wort
Auch ich einst ewig lebe.

Wir sind nun göttlichen Geschlechts,
Durch dich des Himmels Erben.
Dieß ist die Hoffnung deines Knechts,
In dieser will ich sterben.
Wie du vom Tod erstanden bist:
So werd auch ich, Herr Jesu Christ,
Am jüngsten Tag erstehen.

Osterlied.

Jesus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo sind nun deine Schrecken?
Er, er lebt, und wird auch mich
Von den Todten auferwecken.
Er verklärt mich in sein Licht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ihm ist das Reich
Ueber alle Welt gegeben;
Mit ihm werd auch ich zugleich
Ewig herrschen, ewig leben.
Gott erfüllt, was er verspricht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, wer nun verzagt,
Lästert ihn, und Gottes Ehre.
Gnade hat er zugesagt,
Daß der Sünder sich bekehre.
Gott verstößt in Christo nicht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, sein Heil ist mein;
Sein sey auch mein ganzes Leben.
Reines Herzens will ich seyn,
Und den Lüsten widerstreben.
Er verläßt den Schwachen nicht;
Dieß ist meine Zuversicht.

Jesus lebt, ich bin gewiß,
Nichts soll mich von Jesu scheiden,
Keine Macht der Finsterniß,

Kei-

Keine Herrlichkeit, kein Leiden.
Er giebt Kraft zu dieser Pflicht;
Dieß ist meine Zuversicht.
Jesus lebt, nun ist der Tod
Mir der Eingang in das Leben.
Welchen Trost in Todesnoth
Wird es meiner Seele geben,
Wenn sie gläubig zu ihm spricht:
Herr, Herr, meine Zuversicht!

Auf die Himmelfahrt des Erlösers.

Jauchzt, ihr Erlösten, dem Herrn! Er hat sein Werk vollendet!
Des müße sich der Erdkreis freun!
Er fährt verkläret hinauf zu dem, der ihn gesendet,
Und nimmt die Himmel wieder ein.
Der Herr, nachdem er das Heil und unvergänglich Leben
Auf Erden an das Licht gebracht,
Den Weg zu Gott uns gelehrt, sich selbst für uns gegeben,
Fährt auf zur Rechten seiner Macht.
Sein, sein ist alle Gewalt im Himmel und auf Erden,
Und uns hat er das Heil verdient.
Wer sein Wort gläubt und hält, soll nicht verlohren werden;

Er hat die Welt mit Gott versöhnt.
Hoch über alle Vernunft besiegt er ihr Verderben,
Und seine Lieb ermüdet nie.
Ein unvergängliches Glück den Menschen zu erwerben,
So heiligt er sich selbst für sie.
Jauchzt, ihr Gerechten dem Herrn, und preiset seinen Namen!
Ihm danken, das ist unsre Pflicht.
Wir sind glückselig in ihm. Sein Wort ist Ja, und Amen;
Und Gott ist unsre Zuversicht.
Preist, ihr Erlösten, den Herrn, und rühmet all ihr Frommen!
Er fährt gen Himmel als ein Held,
In Wolken fährt er hinauf; so wird er wieder kommen,
Ein Herr und Richter aller Welt.
Dieß ist des Gläubigen Trost, verklärt ihn einst zu schauen,
Und seiner Liebe sich zu freun,
Dieß ist des Gläubigen Pflicht, ihm ewig zu vertrauen,
Und sich durch Tugend ihm zu weihn.
Wer des Erlösers sich schämt, des wird er auch sich schämen,
Den wieder ehren, der ihn ehrt.
Laß uns das Leben, von dir, und Gnad um Gnade nehmen,

Herr, dessen Herrschaft ewig währt!
Ich bin ein irrendes Schaf, du weisest mich zu rechte,
Und leitest mich nach deinem Rath;
Machst mich vom Knechte der Welt zu einem deiner Knechte,
Und tilgest meine Missethat.
Was ist die Hoheit der Welt? Sie rührt den Christen wenig.
Du kleidest ihn mit Ruhm und Pracht.
Was ist die Hoheit der Welt? Zum Priester und zum König
Bin ich, durch dich, vor Gott gemacht.
Dank sey dem Heiland der Welt! Er hat sein Werk vollführet.
Frohlock ihm, Volk der Christenheit!
Er sitzt zur Rechten des Herrn. Er lebet und regieret
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Am Communiontage.

Ich komme, Herr, und suche dich,
Mühselig und beladen.
Gott, mein Erbarmer, würd'ge mich
Des Wunders deiner Gnaden.
Ich liege hier vor deinem Thron,
Sohn Gottes und des Menschen Sohn,
Mich deiner zu getrösten.

Ich fühle meiner Sünden Müh;
Ich suche Ruh, und finde sie
Im Glauben der Erlösten.
Dich bet ich zuversichtlich an,
Du bist das Heil der Sünder.
Du hast die Handschrift abgethan,
Und wir sind Gottes Kinder.
Ich denk an deines Leidens Macht,
Und an dein Wort: Es ist vollbracht!
Du hast mein Heil verdienet.
Du hast für mich dich dargestellt.
Gott war in dir, und hat die Welt,
In dir mit sich versöhnet.
So freue dich mein Herz, in mir
Er tilget deine Sünden,
Und läßt an seiner Tafel hier
Dich Gnad um Gnade finden.
Du rufst, und er erhört dich schon,
Sprich liebreich: Sey getrost, mein Sohn!
Die Schuld ist dir vergeben.
Du bist in meinem Tod getauft,
Und du wirst dem, der dich erkauft,
Von ganzem Herzen leben.
Dein ist das Glück der Seligkeit;
Bewahr es hier im Glauben,
Und laß durch keine Sicherheit
Dir deine Krone rauben.
Sieh, ich vereine mich mit dir;
Ich bin der Weinstock, bleib an mir:
So wirst du Früchte bringen.

Ich helfe dir, ich stärke dich;
Und durch die Liebe gegen mich
Wird dir der Sieg gelingen.
Ja, Herr! mein Glück ist dein Gebot;
Ich will es treu erfüllen,
Und bitte dich, durch deinen Tod,
Um Kraft zu meinem Willen.
Laß mich von nun an würdig seyn,
Mein ganzes Herz dir, Herr, zu weihn,
Und deinen Tod zu preisen.
Laß mich den Ernst der Heiligung
Durch eine wahre Besserung
Mir und der Welt beweisen!

Wider den Aufschub der Bekehrung.

Willst du die Buße noch, die Gott gebeut, verschieben:
So schändest du sein Wort, und mußt dich selbst nicht lieben.
Ist deine Besserung nicht deiner Seele Glück?
Und wer verschiebt sein Heil gern einen Augenblick?
Allein wie schwer ist nicht, sein eigen Herz bekämpfen,
Begierden widerstehn, und seine Lüste dämpfen;
Ja, Sünder, es ist schwer; allein zu deiner Ruh
Ist dieß der einz'ge Weg. Und dem entsagest du?
Ist deine Pflicht von Gott, wie kannst du sie vergessen?

Nach

Nach deinen Kräften selbst hat er sie abgemessen.
Was weigerst du dich noch? Ist Gott denn ein Tyrann,
Der mehr von mir verlangt, als ich ihm leisten kann?
Sprich selbst, gewinnet Gott, wenn ich ihm kindlich diene,
Und seiner werth zu seyn, im Glauben mich erkühne?
Wenn du die Tugend übst, die Gott, dein Herr, gebeut,
Wem dienst du? Ringst du nicht nach deiner Seligkeit?
Was weigerst du dich noch, das Laster zu verlassen?
Weil es dein Unglück ist, befiehlt es Gott zu hassen.
Was weigerst du dich noch, der Tugend Freund zu seyn?
Weil sie dich glücklich macht, befiehlt sie Gott allein.
Gott beut die Kraft dir an, das Gute zu vollbringen.
Soll er durch Allmacht dich, ihm zu gehorchen, zwingen?
Er gab dir die Vernunft, und du verläugnest sie?
Er sendet dir sein Wort; und du gehorchst ihm nie?
Sprich nicht: Gott kennt mein Herz; ich hab es ihm verheißen,

Mich

Mich noch dereinst, mich bald vom Laster los zu reißen;
Itzt ist dieß Werk zu schwer. Doch diese Schwierigkeit,
Die heute dich erschreckt, wächst sie nicht durch die Zeit?
Je öfter du vollbringst, was Fleisch und Blut befohlen,
Je stärker wird der Hang, die That zu wiederholen.
Scheust du dich heute nicht, des Höchsten Feind zu seyn:
Um wie viel weniger wirst du dich morgen scheun!
Ist denn die Buß ein Werk von wenig Augenblicken?
Kann dich kein schneller Tod der Welt noch heut entrücken?
Ist ein Geschrey zu Gott, ein Wunsch nach Besserung,
Und Angst der Missethat, die wahre Heiligung?
Ists gnug zur Seligkeit, des Glückes der Erlösten,
Wenn uns der Tod ergreift, sich sicher zu getrösten:
Ist das Bekenntniß gnug, daß uns die Sünde reut:
So ist kein leichter Werk, als deine Seligkeit.
Doch fodert Gott von uns die Reinigkeit der Seelen;
Ist keine Seele rein, der Glaub und Liebe fehlen;

Ist dieses dein Beruf: Gott dienen, den du liebst;
So zittre vor dir selbst; wenn du dieß Werk verschiebst.
Der Glaube heiligt dich. Ist dieser dein Geschäffte?
Nein, Mensch! Und du verschmähst des Geistes Gottes Kräfte?
Erschreckt dich nicht sein Wort? Giebt im verkehrten Sinn
Den Sünder, der beharrt, nicht Gott zuletzt dahin?
Hat Christus uns erlöst, damit wir Sünder bleiben,
Und sicher durch sein Blut, das Laster höher treiben?
Gebeut uns Christi Wort nicht Tugend, Recht und Pflicht
So ist es nicht von Gott. Gott widerspricht sich nicht.
Noch heute, weil du lebst, und seine Stimme hörest,
Noch heute schicke dich, daß du vom Bösen kehrest.
Begegne deinem Gott, willst du zu deiner Pein
Dein hier versäumtes Glück nicht ewig noch bereun.
Entschließe dich beherzt, dich selber zu besiegen;
Der Sieg, so schwer er ist, bringt göttliches Vergnügen.
Was zagst du? Geht er gleich im Anfang langsam fort;

Sey wacker! Gott ist nah, und stärkt dich durch sein Wort.
Ruf ihn in Demuth an; er tilget deine Sünden,
Und läßt dich sein Gesetz, erst seinen Fluch empfinden;
So widerstreb ihm nicht; denn Gottes Traurigkeit
Wirkt eine Reu in dir, die niemals dich gereut.
So süß ein Laster ist, so giebts doch keinen Frieden.
Der Tugend nur allein hat Gott dieß Glück beschieden.
Ein Mensch, der Gott gehorcht, erwählt den besten Theil;
Ein Mensch, der Gott verläßt, verläßt sein eignes Heil.
Die Buße führt dich nicht in eine Welt voll Leiden:
Gott kennt, und liebt dein Glück; sie führt zu deinen Freuden,
Macht deine Seele rein, füllt dich mit Zuversicht,
Giebt Weisheit und Verstand, und Muth zu deiner Pflicht.
Sprich selbst: Ist dieß kein Glück, mit ruhigem Gewissen
Die Güter dieser Welt, des Lebens Glück genießen,
Und mäßig und gerecht in dem Genuße seyn,
Und sich der Seligkeit schon hier im Glauben freun?

Bußlied.

An dir allein, an dir hab ich gesündigt,
Und übel oft vor dir gethan.
Du siehst die Schuld, die mir den Fluch verkündigt,
Sieh, Gott, auch meinen Jammer an.

Dir ist mein Flehn, mein Seufzen nicht verborgen,
Und meine Thränen sind von dir.
Ach Gott, mein Gott, wie lange soll ich sorgen?
Wie lang entfernst du dich von mir?

Herr handle nicht mit mir nach meinen Sünden,
Vergilt mir nicht nach meiner Schuld.
Ich suche dich, laß mich dein Antlitz finden,
Du Gott der Langmuth und Geduld.

Früh wollst du mich mit deiner Gnade füllen,
Gott, Vater der Barmherzigkeit;
Erfreue mich um deines Namens willen;
Du bist ein Gott, der gern erfreut.

Laß deinen Weg mich freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig Recht,
Mich täglich thun nach deinem Wohlgefallen;
Du bist mein Gott, ich bin dein Knecht.

Herr, eile du, mein Schutz, mir beyzustehen,
Und leite mich auf ebner Bahn.

Er hört mein Schreyn, der Herr erhört mein
Flehen,
Und nimmt sich meiner Seele an.

Lied am Geburtstage.

Dir dank ich heute für mein Leben;
Am Tage, da du mirs gegeben,
Dank ich dir, Gott, dafür.
Durch freye Gnad allein bewogen,
Hast du mich aus dem Nichts gezogen;
Durch deine Güte bin ich hier.

Du hast mich wunderbar bereitet,
An deiner Rechten mich geleitet,
Bis diesen Augenblick.
Du gabst mir frohe Tage,
Verwandeltest selbst meine Klage,
Und meine Leiden in mein Glück.

Ich bin der Treue zu geringe,
Mit der du, Herrscher aller Dinge,
Stets über mich gewacht.
O Gott, damit ich glücklich werde,
Hast du an mich, mich Staub und Erde,
Von Ewigkeit her schon gedacht!

Du sahst, und hörtest schon mein Sehnen,
Und zähltest alle meine Thränen,
Eh ich bereitet war;
Und wogst, eh ich zu seyn begonnte,

Eh ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein bescheiden Theil schon dar.
Du ließt mich Gnade vor dir finden;
Und sahst doch alle meine Sünden
Vorher von Ewigkeit.
O welche Liebe, welch Erbarmen!
Der Herr der Welt sorgt für mich Armen,
Und ist ein Vater, der verzeiht.
Für alle Wunder deiner Treue,
Für alles, dessen ich mich freue,
Lobsinget dir mein Geist.
Er selber ist dein größt Geschenke:
Dein ists, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heite preist.
Daß du mein Leben mir gefristet,
Mit Stärk und Kraft mich ausgerüstet,
Dieß, Vater, dank ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem Geiste mich regieret,
Dieß alles, Vater, dank ich dir.
Soll ich, o Gott, noch länger leben:
So wirst du, was mir gut ist geben;
Du giebsts, ich hoff auf dich.
Dir, Gott, befehl ich Leib und Seele,
Der Herr, Herr, dem ich sie befehle,
Der segne, und behüte mich!

Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht,
Die Weisheit deiner Wege,
Die Liebe, die für alle wacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich, von Bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater!

Mein Auge sieht, wohin es blickt,
Die Wunder deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du Gott der Stärke!
Wer hat die Sonn an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne!

Wer mißt dem Winde seinen Lauf?
Wer heißt die Himmel regnen?
Wer schließt den Schoos der Erden auf,
Mit Vorrath uns zu segnen?
O Gott der Macht und Herrlichkeit,
Gott, deine Güte reicht so weit,
So weit die Wolken reichen!

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere.
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,

Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht;
Bringt unserm Schöpfer Ehre!
Der Mensch, ein Leib, den deine Hand
So wunderbar bereitet;
Der Mensch, ein Geist, den sein Verstand
Dich zu erkennen leitet;
Der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis,
Ist sich ein täglicher Beweis
Von deiner Güt und Größe.
Erheb ihn ewig, o mein Geist,
Erhebe seinen Namen!
Gott, unser Vater, sey gepreist,
Und alle Welt sag Amen!
Und alle Welt fürcht ihren Herrn,
Und hoff auf ihn, und dien ihm gern!
Wer wollte Gott nicht dienen?

Die Ehre Gottes aus der Natur.

Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre,
Ihr Schall pflanzt seinen Namen fort,
Ihn rühmt der Erdkreis, ihn preisen die Meere;
Vernimm, o Mensch, ihr göttlich Wort!
Wer trägt der Himmel unzählbare Sterne?
Wer führt die Sonn aus ihrem Zelt?
Sie kömmt, und leucht, und lacht uns von ferne,
Und läuft den Weg, gleich als ein Held.
Vernimms, und siehe die Wunder der Werke,
Die die Natur dir aufgestellt!

Ver-

Verkündigt Weisheit und Ordnung und Stärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der Welt?
Kannst du der Wesen unzählbare Heere,
Den kleinsten Staub fühllos beschaun?
Durch wen ist alles? O gieb ihm die Ehre!
Mir, ruft der Herr, sollst du vertraun.
Mein ist die Kraft, mein Himmel und Erde;
An meinen Werken kennst du mich!
Ich bins, und werde seyn, der ich seyn werde,
Dein Gott und Vater ewiglich.
Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein Gott der Ordnung, und dein Heil;
Ich bins! Mich liebe von ganzem Gemüthe,
Und nimm an meiner Gnade Theil.

Gottes Macht und Vorsehung.

Gott ist mein Lied!
Er ist der Gott der Stärke;
Herr ist sein Nam, und groß sind seine Werke,
Und alle Himmel sein Gebiet.
Er will, und sprichts;
So sind, und leben Welten,
Und er gebeut, so fallen durch sein Schelten
Die Himmel wieder in ihr Nichts.
Licht ist sein Kleid,
Und seine Wahl das Beste.

Er herrscht als Gott, und seines Thrones Feste
Ist Wahrheit und Gerechtigkeit.
Unendlich reich,
Ein Meer von Seligkeit,
Ohn Anfang Gott, und Gott in ew'gen Zeiten!
Herr aller Welt, wer ist dir gleich?
Was ist und war,
Im Himmel, Erd und Meere,
Das kennet Gott, und seiner Werke Heere
Sind ewig vor ihm offenbar.
Er ist um mich,
Schafft, daß ich sicher ruhe;
Er schafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforschet mich und dich.
Er ist dir nah,
Du sitzest, oder gehest;
Ob du ans Meer, ob du gen Himmel flöhest,
So ist er allenthalben da.
Er kennt mein Flehn,
Und allen Rath der Seele.
Er weiß, wie oft ich Gutes thu, und fehle,
Und eilt, mir gnädig beyzustehn.
Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf sein Buch, wie lang ich leben sollte,
Da ich noch unbereitet war.
Nichts, nichts ist mein,
Das Gott nicht angehöre.
Herr, immerdar soll deines Namens Ehre,
Dein Lob in meinem Munde seyn!

Wer

Wer kann die Pracht
Von deinen Wundern fassen?
Ein jeder Staub, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines Schöpfers Macht.
Der kleinste Halm
Ist deiner Weisheit Spiegel.
Du, Luft und Meer, ihr, Auen, Thal und Hügel,
Ihr seyd sein Loblied und sein Psalm!
Du tränkst das Land,
Führst uns auf grüne Weiden;
Und Nacht und Tag, und Korn und Wein und Freuden
Empfangen wir aus deiner Hand.
Kein Sperling fällt,
Herr, ohne deinen Willen;
Sollt ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
Daß deine Hand mein Leben hält?
Ist Gott mein Schutz,
Will Gott mein Retter werden:
So frag ich nichts nach Himmel und nach Erden,
Und biete selbst der Hölle Trutz.

Vertrauen auf Gottes Vorsehung.

Auf Gott, und nicht auf meinen Rath,
Will ich mein Glücke bauen,
Und dem, der mich erschaffen hat,

Mit ganzer Seele trauen.
Er, der die Welt allmächtig hält,
Wird mich in meinen Tagen
Als Gott und Vater tragen.

Er sah von aller Ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde;
Bestimmte meine Lebenszeit,
Mein Glück und meine Bürde.
Was zagt mein Herz? Ist auch ein Schmerz,
Der zu des Glaubens Ehre
Nicht zu besiegen wäre?

Gott kennet, was mein Herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh ichs bat, gewährt,
Wenns seine Weisheit litte.
Er sorgt für mich stets väterlich.
Nicht was ich mir ersehe,
Sein Wille, der geschehe!

Ist nicht ein ungestörtes Glück
Weit schwerer oft zu tragen,
Als selbst das widrige Geschick,
Bey dessen Last wir klagen?
Die größte Noth hebt doch der Tod;
Und Ehre, Glück und Habe
Verläßt mich doch im Grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt Gott es keinem fehlen;
Gesundheit, Ehre, Glück und Pracht
Sind nicht das Glück der Seelen.
Wer Gottes Rath vor Augen hat,

Dem wird ein gut Gewissen
Die Trübsal auch versüßen.
Was ist des Lebens Herrlichkeit?
Wie bald ist sie verschwunden!
Was ist das Leiden dieser Zeit?
Wie bald ists überwunden!
Hofft auf den Herrn! Er hilft uns gern;
Seyd fröhlich, ihr Gerechten!
Der Herr hilft seinen Knechten.

Versicherung der Gnade Gottes.

So hoff ich denn mit festem Muth
Auf Gottes Gnad und Christi Blut;
Ich hoff ein ewig Leben.
Gott ist ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das Recht zur Seligkeit
In seinem Sohn gegeben.
Herr, welch ein unaussprechlich Heil,
An dir, an deiner Gnade Theil,
Theil an dem Himmel haben;
Im Herren durch den Glauben rein,
Dich lieben, und versichert seyn
Von deines Geistes Gaben!
Dein Wort, das Wort der Seligkeit,
Wirkt göttliche Zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.

Es spricht uns Trost im Elend zu,
Versüßet uns des Lebens Ruh,
Und stärkt uns in Gefahren.
Erhalte mir, o Herr, mein Hort!
Den Glauben an dein göttlich Wort!
Um deines Namens willen;
Laß ihn mein Licht auf Erden seyn;
Ihn täglich mehr mein Herz erneun,
Und mich mit Trost erfüllen!

Die Güte Gottes.

Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt;
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erstickt, der ihr gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sey ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergessen;
Vergiß mein Herz auch seiner nicht.
Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der Gott, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit Langmuth mich geleitet?
Er, dessen Rath ich oft verwarf.
Wer stärkt den Frieden im Gewissen?
Wer giebt dem Geiste neue Kraft?
Wer läßt mich so viel Glück genießen?
Ists nicht sein Arm, der alles schafft?

Schau,

Schau, o mein Geist, in jenes Leben,
Zu welchem du erschaffen bist;
Wo du mit Herrlichkeit umgeben,
Gott ewig sehn wirst, wie er ist.
Du hast ein Recht zu diesen Freuden;
Durch Gottes Güte sind sie dein.
Sieh, darum mußte Christus leiden,
Damit du könntest selig seyn!

Und diesen Gott sollt ich nicht ehren?
Und seine Güte nicht verstehn?
Er sollte rufen: ich nicht hören?
Den Weg, den er er mir zeigt, nicht gehn?
Sein Will ist mir ins Herz geschrieben;
Sein Wort bestärkt ihn ewiglich.
Gott soll ich über alles lieben,
Und meinen Nächsten gleich als mich.

Dieß ist mein Dank, dieß ist sein Wille:
Ich soll vollkommen seyn, wie er.
So lang ich dieß Gebot erfülle,
Stell ich sein Bildniß in mir her.
Lebt seine Lieb in meiner Seele:
So treibt sie mich zu jeder Pflicht.
Und ob ich schon aus Schwachheit fehle,
Herrscht doch in mir die Sünde nicht.

O Gott, laß deine Güt und Liebe
Mir immerdar vor Augen seyn!
Sie stärk in mir die guten Triebe,
Mein ganzes Leben dir zu weihn.
Sie tröste mich zur Zeit der Schmerzen;
Sie leite mich zur Zeit des Glücks;

Und

Und sie besieg in meinem Herzen
Die Furcht des letzten Augenblicks.

Vom Worte Gottes.

Gott ist mein Hort! Und auf sein Wort
Soll meine Seele trauen.
Ich wandle hier, mein Gott, vor dir,
Im Glauben, nicht im Schauen.

Dein Wort ist wahr; laß immerdar
Mich seine Kräfte schmecken.
Laß keinen Spott, o Herr mein Gott,
Mich von dem Glauben schrecken.

Wo hätt ich Licht, wofern mich nicht
Dein Wort die Wahrheit lehrte?
Gott, ohne sie verstünd ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Dein Wort erklärt der Seele Werth,
Unsterblichkeit und Leben.
Zur Ewigkeit ist diese Zeit
Von dir mir übergeben.

Dein ew'ger Rath, die Missethat
Der Sünder zu versühnen;
Den kennt' ich nicht, wär mir dieß Licht
Nicht durch dein Wort erschienen.

Nun darf mein Herz in Reu und Schmerz
Der Sünden nicht verzagen;
Nein, du verzeihst, lehrst meinen Geist
Ein gläubig Abba sagen.

Mich zu erneun, mich dir zu weihn
Ist meines Heils Geschäffte.
Durch meine Müh vermag ichs nie;
Sein Wort giebt mir die Kräfte.
Herr, unser Hort, laß uns dieß Wort;
Denn du hasts uns gegeben.
Es sey mein Theil, es sey mir Heil,
Und Kraft zum ew'gen Leben!

Ermunterung die Schrift zu lesen.

Soll dein verderbtes Herz zur Heiligung genesen,
Christ, so versäume nicht, das Wort des Herrn zu lesen;
Bedenke, daß dieß Wort das Heil der ganzen Welt,
Den Rath der Seligkeit, den Geist aus Gott enthält.
Merk auf, als ob dir Gott, dein Gott gerufen hätte;
Merk auf, als ob er selbst zu dir vom Himmel redte!
So lies, mit Ehrfurcht lies, mit Lust und mit Vertraun,
Und mit dem frommen Ernst, in Gott dich zu erbaun,

Sprich

Sprich fromm: o Gott, vor dem ich meine
Hände falte,
Gieb, daß ich dein Gebot für dein Wort ewig
halte,
Und laß mich deinen Rath empfindungsvoll ver-
stehn,
Die Wunder am Gesetz, am Wort vom Kreuze
sehn:
Er, aller Wahrheit Gott, kann dich nicht
irren lassen.
Lies, Christ, sein heilig Buch, lies oft; du wirst
es fassen,
So viel dein Heil verlangt. Gott ist, der Weis-
heit giebt,
Wenn man sie redlich sucht, und aus Gewissen
liebt.
Lies, frey von Leidenschaft, und ledig von
Geschäfften,
Und sammle deinen Geist mit allen seinen
Kräften.
Der beste Theil des Tags, des Morgens Hei-
terkeit,
Und dann der Tag des Herrn, der sey der
Schrift geweiht.
Rührt dich ein starker Spruch: so ruf ihn,
dir zum Glücke,
Des Tags oft in dein Herz, im Stillen oft zu-
rücke:
Empfinde seinen Geist, und stärke dich durch ihn
Zum wahren Edelmuth, das Gute zu vollziehn.

Um

Um tugendhaft zu seyn, dazu sind wir auf Erden.
Thu, was die Schrift gebeut; dann wirst du inne werden,
Die Lehre sey von Gott, die dir verkündigt ist,
Und dann das Wort verstehn, dem du gehorsam bist.

Spricht sie geheimnißvoll: so laß dich dieß nicht schrecken.
Ein endlicher Verstand kann Gott nie ganz entdecken;
Gott bleibt unendlich hoch. Wenn er sich dir erklärt:
So glaube, was er spricht, nicht was dein Witz begehrt.

Sich seines schwachen Lichts bey Gottes Licht nicht schämen,
Ist Ruhm; und die Vernunft alsdann gefangen nehmen,
Wenn Gott sich offenbart, ist der Geschöpfe Pflicht;
Und weise Demuth ists, das glauben, was Gott spricht.

Drum laß dich frommer Christ, durch keine Zweifel kränken.
Hier bist du Kind; doch dort wird Gott mehr Licht dir schenken.
Dort wächst mit deinem Glück dein Licht in Ewigkeit;

Dort ist die Zeit des Schauns, und hier des
Glaubens Zeit.
Verehre stets die Schrift; und siehst du Dun-
kelheiten:
So laß dich deinen Freund, der mehr als du
sieht, leiten.
Ein forschender Verstand, der sich der Schrift
geweiht,
Ein angefochtnes Herz hebt manche Dunkelheit.
Halt fest an Gottes Wort; es ist dein Glück
auf Erden,
Und wird, so wahr Gott ist, dein Glück im
Himmel werden.
Verachte christlich groß des Bibelfeindes Spott;
Die Lehre, die er schmäht, bleibt doch das Wort
aus Gott.

Der Schutz der Kirche.

Wenn Christus seine Kirche schützt:
So mag die Hölle wüten,
Er, der zur Rechten Gottes sitzt,
Hat Macht ihr zu gebieten.
Er ist mit Hilfe nah;
Wenn er gebeut, stets da.
Er schützet seinen Ruhm,
Und hält das Christenthum,
Mag doch die Hölle wüten!

Gott

Gott sieht die Fürsten auf dem Thron
Sich wider ihn empören;
Denn den Gesalbten, seinen Sohn,
Den wollen sie nicht ehren.
Sie schämen sich des Worts,
Des Heilands, unsers Horts;
Sein Kreuz ist selbst ihr Spott;
Doch ihrer lachet Gott.
Sie mögen sich empören!

Der Frevler mag die Wahrheit schmähn;
Uns kann er sie nicht rauben.
Der Unchrist mag ihr widerstehn;
Wir halten fest am Glauben.
Gelobt sey Jesus Christ!
Wer hier sein Jünger ist,
Sein Wort von Herzen hält,
Dem kann die ganze Welt
Die Seligkeit nicht rauben.

Auf, Christen, die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein Drohn erschrecken!
Der Gott, der von dem Himmel schaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der Herr, Herr Zebaoth
Hält über sein Gebot,
Giebt uns Geduld in Noth,
Und Kraft und Muth im Tod;
Was will uns denn erschrecken?

Der Kampf der Tugend.

Oft klagt dein Herz, wie schwer es sey,
Den Weg des Herrn zu wandeln,
Und täglich seinem Worte treu,
Zu denken, und zu handeln.
Wahr ists, die Tugend kostet Müh,
Sie ist der Sieg der Lüste;
Doch richte selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müßte?
Die, die sich ihrer Laster freun,
Trifft die kein Schmerz hienieden?
Sie sind die Sklaven eigner Pein,
Und haben keinen Frieden.
Der Fromme, der die Lüste dämpft,
Hat oft auch seine Leiden;
Allein der Schmerz, mit dem er kämpft,
Verwandelt sich in Freuden.
Des Lasters Bahn ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.
Nimm an, Gott hätt es uns vergönnt,
Nach unsers Fleisches Willen,

Wenn Wollust, Neid und Zorn entbrennt,
Die Lüste frey zu stillen;
Nimm an, Gott ließ den Undank zu,
Den Frevel, dich zu kränken,
Den Menschenhaß; was würdest du
Von diesem Gotte denken;
Gott will, wir sollen glücklich seyn,
Drum gab er uns Gesetze.
Sie sind es, die das Herz erfreun,
Sie sind des Lebens Schätze.
Er redt in uns durch den Verstand,
Und spricht durch das Gewissen.
Was wir, Geschöpfe seiner Hand,
Fliehn, oder wählen müßen.
Ihn fürchten, das ist Weisheit nur,
Und Freyheit ists, sie wählen.
Ein Thier folgt Fesseln der Natur,
Ein Mensch dem Licht der Seelen.
Was ist des Geistes Eigenthum?
Was sein Beruf auf Erden?
Die Tugend! Was ihr Lohn, ihr Ruhm?
Gott ewig ähnlich werden!
Lern nur Geschmack am Wort des Herrn
Und seiner Gnade finden,
Und übe dich getreu und gern
Dein Herz zu überwinden.
Wer Kräfte hat, wird durch Gebrauch
Von Gott noch mehr bekommen;
Wer aber nicht hat, dem wird auch
Das, was er hat, genommen.

Du streitest nicht durch eigne Kraft;
Drum muß es dir gelingen.
Gott ist es, welcher beydes schafft,
Das Wollen und Vollbringen.
Wann gab ein Vater einen Stein
Dem Sohn, der Brod begehrte?
Bet oft: Gott müßte Gott nicht seyn,
Wenn er dich nicht erhörte.

Dich stärket auf der Tugend Pfad
Das Beyspiel sel'ger Geister;
Ihn zeigte dir, und ihn betrat
Dein Gott und Herr und Meister.
Dich müße nie des Frechen Spott
Auf diesem Pfade hindern;
Der wahre Ruhm ist Ruhm bey Gott!
Und nicht bey Menschenkindern.

Sey stark, sey männlich allezeit,
Tritt oft an deine Bahre;
Vergleiche mit der Ewigkeit
Den Kampf so kurzer Jahre.
Das Kleinod, das dein Glaube hält,
Wird neuen Muth dir geben;
Und Kräfte der zukünft'gen Welt,
Die werden ihn beleben.

Und endlich, Christ, sey unverzagt,
Wenn dirs nicht immer glücket;
Wenn dich, so viel dein Herz auch wagt,
Stets neue Schwachheit drücket.
Gott sieht nicht auf die That allein,
Er sieht auf deinen Willen.

Ein göttliches Verdienst ist dein!
Dieß muß dein Herze stillen.

Von der Quelle der guten Werke.

Wenn zur Vollführung deiner Pflicht
Dich Gottes Liebe nicht beseelet:
So rühme dich der Tugend nicht,
Und wisse, daß dir alles fehlet.
Wenn Vortheil, Wollust, Eigensinn
Und Stolz dir nur das Gute rathen:
So thue noch so gute Thaten;
Du hast vor Gott den Lohn dahin.

Sey durch die Gaben der Natur
Das Wunder und das Glück der Erden!
Beglückest du die Menschen nur,
Um vor der Welt geehrt zu werden;
Erfüllt die Liebe nicht dein Herz,
So bist du bey den größten Gaben,
Bey dem Verstand, den Engel haben,
Vor Gott doch nur ein tönend Erz.

Bau Häuser auf, und brich dein Brod,
Das Volk der Armen zu verpflegen;
Entreiß die Wittwen ihrer Noth,
Und sey der Waisen Schutz und Segen!
Gieb alle deine Habe hin:
Noch hast du nichts vor Gott gegeben.
Wenn Lieb und Pflicht dich nicht beleben:
So ist dir alles kein Gewinn.

 Thu

Thu Thaten, die der Heldenmuth
Noch niemals hat verrichten können;
Vergieß fürs Vaterland dein Blut,
Laß deinen Leib für andre brennen!
Beseelet dich nicht Lieb und Pflicht;
Bist du die Absicht deiner Thaten:
So schütz, und rette ganze Staaten;
Gott achtet deiner Werke nicht.

Läg ihm an unsern Werken nur:
So könnt er uns, sie zu vollbringen,
So leicht durch Fesseln der Natur,
Durch Kräfte seiner Allmacht, zwingen.
Vor ihm, der alles schafft und giebt,
Gilt Weisheit nichts, nichts Macht und Stärke;
Er will die Absicht deiner Werke,
Ein Herz, das ihn verehrt, und liebt.

Ein Herz, von Eigenliebe fern,
Fern von des Stolzes eitlem Triebe,
Geheiligt durch die Furcht des Herrn,
Erneut durch Glauben zu der Liebe;
Dieß ists, was Gott von uns verlangt.
Und wenn wir nicht dieß Herz besitzen:
So wird ein Leben uns nichts nützen,
Das mit den größten Thaten prangt.

Drum täusche dich nicht durch den Schein,
Nicht durch der Tugend blossen Namen.
Sieh nicht auf deine Werk allein,
Sieh auf die Quell, aus der sie kamen.
Prüf dich vor Gottes Angesicht,
Ob seine Liebe dich beseelet.

Ein

Ein Herz, dem nicht der Glaube fehlet,
Dem fehlet auch die Liebe nicht.
Wohnt Liebe gegen Gott in dir:
So wird sie dich zum Guten stärken.
Du wirst die Gegenwart von ihr
An Liebe zu dem Nächsten merken.
Die Liebe, die dich schmücken soll,
Ist gütig, ohne List und Tücke;
Beneidet nicht des Nächsten Glücke:
Sie bläht sich nicht: ist langmuthvoll.
Sie deckt des Nächsten Fehler zu,
Und freut sich niemals seines Falles.
Sie suchet nicht blos ihre Ruh;
Sie hofft, und gläubt, und duldet alles.
Sie ists, die dir den Muth verleiht,
Des Höchsten Wort gern zu erfüllen,
Macht seinen Sinn zu deinem Willen,
Und folgt dir in die Ewigkeit.

Der Weg des Frommen.

Wer Gottes Wege geht, nur der hat großen Frieden,
Er widersteht der bösen Lust,
Er kämpft, und ist des Lohns, den Gott dem Kampf beschieden,
In seiner Tugend sich bewußt.
Er merkt auf seinen Gang, geht ihn mit heil'gem Muthe,

Wächst an Erkenntniß und an Kraft,
Wird aus der Schwachheit stark, und liebt, und
schmeckt das Gute,
Das Gott in seiner Seele schafft.
Ihn hat er allezeit vor Augen und im Herzen,
Prüft täglich sich vor seinem Thron,
Bereut der Fehler Zahl, und tilgt der Sünden
Schmerzen
Durch Jesum Christum seinen Sohn.
Getreu in seinem Stand genießt er Gottes
Gaben,
Wehrt seiner Seele Geiz und Neid,
Und ist, wenn andre gleich viel Weins und Kor-
nes haben,
In Gott bey Wenigem erfreut.
Schenkt seine Hand ihm viel; so wird er vie-
len nützen,
Und, wie sein Gott, gutthätig seyn;
Des Freundes Glück erhöhn, verlaßne Tugend
schützen,
Und selbst den Feind in Noth erfreun.
Ihm ist es leichte Last, die Pflichten auszuüben,
Die er dem Nächsten schuldig ist;
Die Liebe gegen Gott heißt ihn die Menschen
lieben;
Und durch die Liebe siegt der Christ.
Er kränket nie dein Glück, schützt deinen Ruhm,
dein Leben:
Denn er ehrt Gottes Bild in dir.

Er

Er trägt dich mit Geduld, ist willig zum Vergeben;
Denn Gott, denkt er, vergiebt auch mir.
Sein Beyspiel sucht dein Herz im Guten zu bestärken;
Er nimmt an deiner Tugend Theil;
Denn alle sind von Gott gezeugt zu guten Werken,
Und haben Einen Herrn, Ein Heil.
Dieß Heil der Ewigkeit, das hier der Fromme schmecket,
Erhöht sein Glück, stillt seinen Schmerz,
Giebt ihm Geduld und Muth. Kein Tod, der ihn erschrecket,
Im Tode noch freut sich sein Herz.

Der thätige Glaube.

Wer Gottes Wort nicht hält, und spricht:
Ich kenne Gott! der trüget;
In solchem ist die Wahrheit nicht,
Die durch den Glauben sieget.
Wer aber sein Wort gläubt, und hält,
Der ist von Gott, nicht von der Welt.
Der Glaube, den sein Wort erzeugt,
Muß auch die Liebe zeugen.
Je höher dein Erkenntniß steigt;
Je mehr wird diese steigen.

Der Glaub erleuchtet nicht allein;
Er stärkt das Herz, und macht es rein.
Durch Jesum rein von Missethat,
Sind wir nun Gottes Kinder.
Wer solche Hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den Rath der Sünder,
Folgt Christi Beyspiel, als ein Christ,
Und reinigt sich, wie Er rein ist.
Alsdann bin ich Gott angenehm,
Wenn ich Gehorsam übe.
Wer die Gebote hält, in dem
Ist wahrlich Gottes Liebe.
Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm.
Der bleibt in Gott, und Gott in ihm,
Wer in der Liebe bleibet.
Die Lieb ists, die die Cherubim,
Gott zu gehorchen treibet.
Gott ist die Lieb; an seinem Heil
Hat ohne Lieben niemand Theil.

Demuth.

Herr, lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne,
Und nicht auf sie vermessen sey.
Herr, lehre mich, wie oft ich fehle, merken.
Was ist der Mensch bey seinen besten Werken?
Wann sind sie von Gebrechen frey?

Wie oft fehlt mir zum Guten selbst der Wille?
Wie oft, wenn ich auch dein Gebot erfülle,
Erfüll ichs minder, als ich soll!
Sind Lieb und Furcht stets die Bewegungsgründe
Der guten That, der unterlaßnen Sünde?
Und ist mein Herz des Eifers voll?

Gedenke nicht der Sünden meiner Jugend,
Gedenke nicht der unvollkommnen Tugend
Der reifern Jahre meiner Zeit.
Wenn ich noch oft aus Stolz nach Tugend strebe,
Aus Menschenfurcht mich Lastern nicht ergebe;
Was ist denn meine Frömmigkeit?

Wenn ich den Geiz aus Furcht der Schande fliehe,
Aus Weichlichkeit mich wohlzuthun bemühe,
Und mäßig bin, gesund zu seyn;
Wenn ich die Rach aus Eigennutze hasse,
Der Ehrfurcht Pfad aus Trägheit nur verlasse;
Was ist an dieser Tugend mein?

Und, Gott, wie oft sind unsre besten Triebe
Nicht Frömmigkeit, nicht Früchte deiner Liebe,
Nur Früchte der Natur und Zeit!
Wann fühlen wir der Tugend ganze Würde?
Wann ist dein Joch uns eine leichte Bürde,
Und dein Gebot Zufriedenheit?

Doch, Herr mein Gott, wenn auch zu deiner Ehre,
Mein Herze rein, rein meine Tugend wäre;
Weß ist denn dieses Eigenthum?
Wer ließ mich früh zur Tugend unterrichten,

Mein

Mein Glück mich sehn in meines Lebens Pflichten,
Und im Gehorsam meinen Ruhm?
Wer gab mir Muth, Herr, dein Gebot zu lieben?
Wer gab mir Kraft es freudig auszuüben,
Und in Versuchung Schild und Sieg?
Weß ist die Quell, die mich mit Weisheit tränkte?
Und weß der Freund, der mich zum Guten lenkte
Und mir den Fehler nicht verschwieg?

Du triebst mich an, daß ich das Gute wählte,
Und riefst mich oft, wenn ich des Wegs verfehlte.
Durch Stimmen deines Geists zurück:
Zogst mich durch Kreuz, durch Wohlthat auch, von Sünden,
Ließt, wenn ich rief, mich wieder Gnade finden,
Und gabst zu meiner Beßrung Glück.

Was ist der Mensch, daß du, Gott, sein gedenkest,
Gerechtigkeit in deinem Sohn ihm schenkest,
Und zur Belohnung selbst ein Recht?
Und wenn ich nun durch deines Geistes Gabe,
Des Glaubens Kraft, und alle Werke habe,
Wer bin ich? Ein unnützer Knecht.

Geduld.

Ein Herz, o Gott, in Leid und Kreuz geduldig,
Das bin ich dir und meinem Heile schuldig.

Laß

Laß mich die Pflicht, die wir so oft vergessen,
Täglich ermessen.

Bin ich nicht Staub, wie alle meine Väter!
Bin ich vor dir, Herr, nicht ein Uebertreter?
Thu ich zu viel, wenn ich die schweren Tage
Standhaft ertrage?

Wie oft, o Gott, wenn wir das Böse dulden,
Erdulden wir nur unsrer Thorheit Schulden!
Und nennen Lohn, den wir verdient bekommen,
Trübsal der Frommen!

Ist Dürftigkeit, in der die Trägen klagen,
Sind Haß und Pein, die Stolz und Wollust tragen,
Des Schwelgers Schmerz, des Neids vermißte Freuden,
Christliches Leiden?

Ist deren Qual, die deinen Rath verachtet,
Nach Gottesfurcht und Glauben nie getrachtet,
Und die sich jetzt in finstrer Schwermuth quälen,
Prüfung der Seelen?

Doch selbst, o Gott, in Strafen unsrer Sünden
Läßt du den Weg zu unserm Heil uns finden,
Wenn wir sie uns, die Missethat zu hassen,
Züchtigen lassen.

Jag ich nur nach dem Frieden im Gewissen:
Wird alles mir zum Besten dienen müßen.
Du, Herr, regierst; und ewig wirkt dein Wille
Gutes die Fülle.

Ich bin ein Gast und Pilger auf der Erden,
Nicht hier, erst dort, dort soll ich glücklich werden;
Und gegen euch, was sind, ihr ew'gen Freuden,
Dieser Zeit Leiden?

Wenn ich nur nicht mein Elend selbst verschulde;
Wenn ich, als Mensch, als Christ, hier leid und dulde:
So kann ich mich der Hilfe der Erlösten
Sicher getrösten.

Ich bin ein Mensch, und Leiden müßen kränken;
Doch in der Noth an seinen Schöpfer denken,
Und ihm vertraun, dieß stärket unsre Herzen
Mitten in Schmerzen.

Schau über dich! Wer trägt der Himmel Heere?
Merk auf! wer spricht: Bis hieher! zu dem Meere?
Ist er nicht auch dein Helfer und Berather?
Ewig dein Vater?

Willst du so viel, als der Allweise wissen?
Jetzt weißt du nicht, warum du leiden müßen;
Allein du wirst, was seine Wege waren,
Nachmals erfahren.

Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
Die Heiligung des Geistes zu empfahen,
Und mit dem Trost der Hilfe, die wir merken,
Andre zu stärken.

Das

Das Kreuz des Herrn wirkt Weisheit und Erfahrung;
Erfahrung giebt dem Glauben Muth und Nahrung.
Ein starkes Herz steht in der Noth noch feste.
Hoffe das Beste!

Gelassenheit.

Was ists, daß ich mich quäle?
Harr seiner, meine Seele,
Harr, und sey unverzagt!
Du weißt nicht, was dir nützet;
Gott weiß es, und Gott schützet,
Er schützet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine Tage,
Mein Glück und meine Plage,
Eh ich die Welt noch sah.
Eh ich mich selbst noch kannte,
Eh ich ihn Vater nannte,
War er mir schon mit Hilfe nah.

Die kleinste meiner Sorgen
Ist dem Gott nicht verborgen,
Der alles sieht und hört;
Und was er mir beschieden,
Das dient zu meinem Frieden,
Wärs auch die größte Last der Welt.

Ich lebe nicht auf Erden,
Um glücklich hier zu werden;

Die Lust der Welt vergeht.
Ich lebe hier, im Segen
Den Grund zum Glück zu legen,
Das ewig, wie mein Geist, besteht.
Was dieses Glück vermehret,
Sey mir von dir gewähret!
Gott, du gewährst es gern.
Was dieses Glück verletzet,
Wenns alle Welt auch schätzet.
Sey, Herr, mein Gott, mir ewig fern!
Sind auch der Krankheit Plagen,
Der Mangel schwer zu tragen,
Noch schwerer Haß und Spott:
So harr ich, und bin stille
Zu Gott; denn nicht mein Wille,
Dein Wille nur, gescheh, o Gott!
Du bist der Müden Stärke,
Und aller deiner Werke
Erbarmst du ewig dich.
Was kann mir wiederfahren,
Wenn Gott mich will bewahren?
Und er, mein Gott, bewahret mich.

Zufriedenheit mit seinem Zustande.

Du klagst und fühlest die Beschwerden
Des Stands, in dem du dürftig lebst;
Du strebest glücklicher zu werden,
Und siehst, daß du vergebens strebst.
  Ja, klage! Gott erlaubt die Zähren;
Doch denk im Klagen auch zurück.
Ist denn das Glück, das wir begehren,
Für uns auch stäts ein wahres Glück?
  Nie schenkt der Stand, nie schenken Güter
Dem Menschen die Zufriedenheit.
Die wahre Ruhe der Gemüther
Ist Tugend und Genügsamkeit.
  Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast.
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand auch seine Last.
  Gott ist der Herr, und seinen Segen
Vertheilt er stäts mit weiser Hand;
Nicht so, wie wirs zu wünschen pflegen,
Doch so, wie ers uns heilsam fand.
  Willst du zu denken dich erkühnen,
Daß seine Liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns schädlich ist.
  Verzehre nicht des Lebens Kräfte,
In träger Unzufriedenheit;

Besorge deines Stands Geschäffte,
Und nütze deine Lebenszeit.
Bey Pflicht und Fleiß sich Gott ergeben,
Ein ewig Glück in Hoffnung sehn,
Dieß ist der Weg zu Ruh und Leben.
Herr, lehre diesen Weg mich gehn!

Das Glück eines guten Gewissens.

Besitz ich nur
Ein ruhiges Gewissen:
So ist für mich, wenn andre zagen müssen,
Nichts schreckliches in der Natur.
Dieß sey mein Theil!
Dieß soll mir niemand rauben;
Ein reines Herz von ungefärbtem Glauben,
Der Friede Gottes nur ist Heil.
Welch ein Gewinn,
Wenn meine Sünde schweiget;
Wenn Gottes Geist in meinem Geiste zeuget,
Daß ich sein Kind und Erbe bin!
Und diese Ruh,
Den Trost in unserm Leben,
Sollt ich für Lust, für Lust der Sinne geben?
Dieß lasse Gottes Geist nicht zu!
In jene Pein,
Mich selber zu verklagen,

Der

Der Sünde Fluch mit mir umher zu tragen;
In diese stürzt ich mich hinein?
Laß auch die Pflicht,
Dich selber zu besiegen,
Die schwerste seyn! sie ists; doch welch Vergnügen
Wird sie nach der Vollbringung nicht!
Welch Glück! zu sich
Mit Wahrheit sagen können:
Ich fühlt in mir des Bösen Lust entbrennen;
Doch, Dank sey Gott! ich schützte mich.
Und welch Gericht!
Selbst zu sich sagen müssen:
Ich konnte mir den Weg zum Fall verschließen;
Und doch verschloß ich mir ihn nicht.
Was kann im Glück
Den Werth des Glücks erhöhen?
Ein ruhig Herz versüßt im Wohlergehen
Dir jeden frohen Augenblick.
Was kann im Schmerz
Den Schmerz der Leiden stillen;
Im schwersten Kreuz mit Freuden dich erfüllen?
Ein in dem Herrn zufriednes Herz.
Was giebt dir Muth,
Die Güter zu verachten,
Wornach mit Angst die niedern Seelen schmachten?
Ein ruhig Herz, dieß größte Gut.
Was ist der Spott,
Den ein Gerechter leidet?

Sein wahrer Ruhm! Denn, wer das Böse meidet,
Das Gute thut, hat Ruhm bey Gott.
Im Herzen rein,
Hinauf gen Himmel schauen,
Und sagen: Gott, du Gott, bist mein Vertrauen!
Welch Glück, o Mensch, kann größer seyn?
Sieh, alles weicht,
Bald wirst du sterben müssen.
Was wird alsdenn dir deinen Tod versüssen?
Ein gut Gewissen macht ihn leicht.
Heil dir, o Christ,
Der diese Ruh empfindet,
Und der sein Glück auf das Bewußtseyn gründet,
Daß nichts verdammlichs an ihm ist!
Laß Erd und Welt,
So kann der Fromme sprechen,
Laß unter mir den Bau der Erde brechen!
Gott ist es, dessen Hand mich hält.

Die Wachsamkeit.

Nicht, daß ichs schon ergriffen hätte;
Die beste Tugend bleibt noch schwach;
Doch, daß ich meine Seele rette,
Jag ich dem Kleinod eifrig nach.
Denn Tugend ohne Wachsamkeit
Verliert sich bald in Sicherheit.

So

So lang ich hier im Leibe walle,
Bin ich ein Kind, das strauchelnd geht.
Der sehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn sein Nächster fällt, noch steht.
Auch die bekämpfte böse Lust
Stirbt niemals ganz in unsrer Brust.

Nicht jede Besserung ist Tugend;
Oft ist sie nur das Werk der Zeit.
Die wilde Hitze roher Jugend
Wird mit den Jahren Sittsamkeit;
Und was Natur und Zeit gethan,
Sieht unser Stolz für Tugend an.

Oft ist die Aendrung deiner Seelen
Ein Tausch der Triebe der Natur.
Du fühlst, wie Stolz und Ruhmsucht quälen,
Und dämpfst sie; doch du wechselst nur;
Dein Herz fühlt einen andern Reiz,
Dein Stolz wird Wollust, oder Geiz.

Oft ist es Kunst und Eigenliebe,
Was andern strenge Tugend scheint.
Der Trieb des Neids, der Schmähsucht Triebe
Erweckten dir so manchen Feind;
Du wirst behutsam, schränkst dich ein,
Fliehst nicht die Schmähsucht, nur den Schein.

Du denkst, weil Dinge dich nicht rühren,
Durch die der andern Tugend fällt;
So werde nichts dein Herz verführen:
Doch jedes Herz hat seine Welt.
Den, welchen Stand und Gold nicht rührt,
Hat oft ein Blick, ein Wort verführt.

Oft schläft der Trieb in deinem Herzen.
Du scheinst von Rachsucht dir befreyt;
Itzt sollst du eine Schmach verschmerzen,
Und sieh, dein Herz wallt auf und dräut,
Und schilt so lieblos und so hart,
Als es zuerst gescholten ward.
Oft denkt, wenn wir der Stille pflegen,
Das Herz im Stillen tugendhaft:
Kaum lachet uns die Welt entgegen;
So regt sich unsre Leidenschaft.
Wir werden im Geräusche schwach,
Und geben endlich strafbar nach.
Du opferst Gott die leichtern Triebe
Durch einen strengern Lebenslauf;
Doch opferst du, wills seine Liebe,
Ihm auch die liebste Neigung auf?
Dieß ist das Auge, dieß der Fuß,
Die sich der Christ entreissen muß.
Du fliehst, geneigt zu Ruh und Stille,
Die Welt, und liebst die Einsamkeit;
Doch bist du, förderts Gottes Wille,
Auch dieser zu entfliehn bereit?
Dein Herz haßt Habsucht, Neid und Zank;
Fliehts Unmuth auch und Müßiggang?
Du bist gerecht; denn auch bescheiden?
Liebst Mäßigkeit; denn auch Geduld?
Du dienest gern, wenn andre leiden;
Vergiebst den Feinden auch die Schuld?
Von allen Lastern sollst du rein,
Zu aller Tugend willig seyn.

Sey

Sey nicht vermessen! wach und streite;
Denk nicht, daß du schon gnug gethan.
Dein Herz hat seine schwache Seite,
Die greift der Feind der Wohlfahrt an.
Die Sicherheit droht dir den Fall;
Drum wache stäts, wach überall!

Die Liebe des Nächsten.

So jemand spricht: Ich liebe Gott!
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder.
Gott ist die Lieb, und will, daß ich
Den Nächsten liebe, gleich als mich.

Wer dieser Erden Güter hat,
Und sieht die Brüder leiden,
Und macht den Hungrigen nicht satt,
Läßt Nackende nicht kleiden;
Der ist ein Feind der ersten Pflicht,
Und hat die Liebe Gottes nicht.

Wer seines Nächsten Ehre schmäht,
Und gern sie schmähen höret,
Sich freut, wenn sich sein Feind vergeht,
Und nichts zum Besten kehret;
Nicht dem Verleumder widerspricht,
Der liebt auch seinen Bruder nicht.

Wer zwar mit Rath, mit Trost und Schutz,
Den Nächsten unterstützet,
Doch nur aus Stolz, aus Eigennutz,
Aus Weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus Gehorsam, nicht aus Pflicht;
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer harret, bis ihn anzuflehn,
Ein Dürft'ger erst erscheinet,
Nicht eilt, dem Frommen beyzustehn,
Der im Verborgnen weinet;
Nicht gütig spricht, obs ihm gebricht;
Der liebt auch seinen Nächsten nicht.

Wer andre, wenn er sie beschirmt,
Mit Härt und Vorwurf quälet,
Und ohne Nachsicht straft und stürmt,
So bald sein Nächster fehlet;
Wie bleibt bey seinem Ungestüm
Die Liebe Gottes wohl in ihm?

Wer für den Armen Heil und Zucht
Mit Rath und That nicht wachet,
Dem Uebel nicht zu wehren sucht,
Das oft sie dürftig machet;
Nur sorglos ihnen Gaben giebt,
Der hat sie wenig noch geliebt.

Wahr ist es, du vermagst es nicht,
Stäts durch die That zu lieben.
Doch bist du nur geneigt, die Pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünschest dir die Kraft dazu,
Und sorgst dafür: so liebest du.

Ermattet dieser Trieb in dir:
So such ihn zu beleben:
Sprich oft: Gott ist die Lieb, und mir
Hat er sein Bild gegeben.
Denk oft: Gott, was ich bin, ist dein;
Sollt ich, gleich dir, nicht gütig seyn?

Wir haben Einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder;
Drum diene deinem Nächsten gern;
Denn wir sind alle Brüder.
Gott schuf die Welt nicht blos für mich:
Mein Nächster ist sein Kind, wie ich.

Ein Heil ist unser aller Gut.
Ich sollte Brüder hassen,
Die Gott durch seines Sohnes Blut
So hoch erkaufen lassen?
Daß Gott mich schuf, und mich versühnt,
Hab ich dieß mehr, als sie, verdient?

Du schenkst mir täglich so viel Schuld,
Du Herr von meinen Tagen!
Ich aber sollte nicht Geduld
Mit meinen Brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergiebst,
Und den nicht lieben, den du liebst?

Was ich den Frommen hier gethan,
Den Kleinsten auch von diesen,
Das sieht Er, mein Erlöser, an,
Als hätt ichs ihm erwiesen.
Und ich, ich sollt ein Mensch noch seyn,
Und Gott in Brüdern nicht erfreun?

Ein

Ein unbarmherziges Gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig ist, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gieb mir, Gott, durch deinen Geist
Ein Herz, das dich durch Liebe preist.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu schaden suchen,
Der mir zu schaden sucht.
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Wenn er aus Haß mir flucht.
Mit Güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er droht.
Wenn er mich schilt, will ich ihn segnen;
Dieß ist des Herrn Gebot.

Er, der von keiner Sünde wußte,
Vergalt die Schmach mit Huld,
Und litt, so viel er leiden mußte,
Mit Sanftmuth und Geduld.
Will ich, sein Jünger, wiederschelten,
Da er nicht wiederschalt?
Mit Liebe nicht den Haß vergelten,
Wie er den Haß vergalt?

Wahr ists, Verleumdung dulden müssen,
Ist eine schwere Pflicht.
Doch selig, wenn ein gut Gewissen
Zu unsrer Ehre spricht!

Dieß will ich desto mehr bewahren;
So bessert mich mein Feind,
Und lehrt mich, weiser nur verfahren,
Indem ers böse meynt.
Ich will mich vor den Fehlern hüten,
Die er von mir ersann;
Und auch die Fehler mir verbieten,
Die er nicht wissen kann.
So will ich mich durch Sanftmuth rächen,
An ihm das Gute sehn,
Und dieses Gute von ihm sprechen;
Wie könnt er länger schmähn!
In seinem Haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn,
Und als ein Christ bereit zum Frieden,
Bereit zu Diensten seyn.
Und wird er, mich zu untertreten,
Durch Güte mehr erhitzt:
Will ich im Stillen für ihn beten,
Und Gott vertraun, Gott schützt.

Das natürliche Verderben des Menschen.

Wer bin ich von Natur, wenn ich mein Innres prüfe?
O wie viel Greul läßt mich mein Herze sehn!
Es ist verderbt; darum verbirgt mirs seine Tiefe,
Und weigert sich, die Prüfung auszustehn.

Der Weisheit erster Schritt ist seine Thorheit kennen,
Und diesen Schritt, wie oft verwehrt mirs ihn!
Voll Eigenlieb und Stolz will sichs nicht strafbar nennen,
Der Reu entgehn, doch nicht den Fehler fliehn.

Wahr ists, ich find in mir noch redendes Gewissen,
In der Vernunft noch Kenntniß meiner Pflicht.
Ich kann mein Auge nie der Tugend ganz verschließen,
Und oft scheint mir ein Stral von ihrem Licht.

Doch schwaches Licht, das mir den Reiz der Tugend zeiget,
Und vom Verstand nicht bis zum Herzen dringt!
Vergebens lehret er, das Herz bleibt ungebeuget,
Hat sein Gesetz, und folgt ihm unbedingt.

Ein Richter in mir selbst stört oft des Herzens Ruhe;

Er klagt mich an. Ich steh erschrocken still,
Und billige nicht mehr das Böse, das ich thue,
Und thue nicht das Gute, das ich will.

Verstellung, die ich doch an meinem Nächsten hasse,
Erlaub ich mir, und halt es für Gewinn,
Wenn ich im falschen Licht mich andern sehen lasse,
Und scheinen kann, was ich mir selbst nicht bin.

Ich weiß, daß der Besitz der Güter dieser Erden
Der Seele nie das wahre Glück verleiht;
Doch bleiben sie mein Wunsch; und um beglückt zu werden,
Erring ich mir die Last der Eitelkeit.

Ich weiß, wie groß es sey, aus Ueberlegung handeln,
Und handle doch aus sinnlichem Gefühl.
Durch falschen Schein getäuscht, eil ich, ihm nachzuwandeln,
Und Leidenschaft und Irrthum steckt mein Ziel.

Ein gegenwärtig Gut versäum ich zu genießen,
Flieh, was mich sucht, und suche, was mich flieht.
Im Glücke bin ich stolz, verzagt in Kümmernissen,
Und ohne Ruh um Ruhe stäts bemüht.

Mein Nächster hat ein Recht auf viele meiner Pflichten,
Doch wird dieß Recht so oft von mir entweiht.
Versagt er mir die Pflicht: so eil ich, ihn zu richten;

Und sein Versehn ist Ungerechtigkeit.
Nicht Liebe gegen Gott heißt mich dem Nächsten dienen,
Mehr Eigenlieb und niedrer Eigennutz.
Aus ihnen fließt Betrug, Verstellung; und in ihnen
Findt Neid und Haß, und Stolz und Härte Schutz.
Gott ehren ist mein Ruf. Wenn ich den Ruf betrachte,
Was find ich da für Mängel meiner Pflicht!
Die Wunder der Natur, die Gott zu Lehrern machte,
Stehn vor mir da, und diese hör ich nicht.
Und heißt ihr Anblick mich auf seine Weisheit schließen,
Auf Güt und Macht: so schließt nur mein Verstand.
Das Herz bleibt ungerührt, betäubt bleibt das Gewissen,
Und Gott, mein Herr und Vater, unerkannt.
Er schenkt mir so viel Glück. Gebrauch ich seine Güte
Zu meinem Heil; und geb ich ihr Gehör?
Nein, durch den Misbrauch selbst verschließ ich mein Gemüthe
Der Dankbarkeit und Liebe desto mehr.
Oft sagt mir mein Verstand, daß des Allmächt'gen Gnade
Das größte Gut, der Trost des Lebens ist,
Und welche Schulden ich auf mein Gewissen lade,
Wenn sie mein Herz für Menschengunst vergißt;

Und doch, o Gott, wie oft geb ich dieß
Glück der Seelen,
Dir werth zu seyn, für kindischen Gewinn,
Für einen Ruhm der Welt, für Lüste, die mich
quälen,
Für Eitelkeit, und für ein Nichts dahin!
Gott ist der Herr der Welt; auf seine Hilfe
bauen
Ist meine Pflicht. Doch wann gehorch ich ihr?
Bald bebt mein Herz vor Furcht, und bald ist
das Vertrauen,
Das mich beseelt, nur ein Vertraun zu mir.
Dieß ist des Menschen Herz. Wer hat dieß
Herz verheeret?
So kam er nicht, o Gott, aus deiner Hand,
Der Mensch durch eigne Schuld hat seine Würd
entehret;
Und beydes fiel, sein Herz und sein Verstand.
Doch so verderbt wir sind, so schwach, uns
selbst zu heilen:
So steuret Gott doch der Verdorbenheit,
Läßt durch sein heilig Wort uns neue Kraft er-
theilen,
Licht der Vernunft: dem Herzen Reinigkeit.
Und du willst dieser Kraft, o Mensch, dich
widersetzen?
Sie beut sich an; du aber wehrest ihr?
Und willst des größten Glücks dich selber un-
werth schätzen?
Erkenne Gott, noch steht dein Heil bey dir!

Wider den Uebermuth.

Was ist mein Stand, mein Glück, und jede gute Gabe?
Ein unverdientes Gut.
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Wenn ich vielleicht der Welt mehr, als mein Nächster, nütze;
Wer gab mir Kraft dazu?
Und wenn ich mehr Verstand, als er, denn auch besitze;
Wer gab mir ihn, als du?

Wenn mir ein größer Glück, als ihn erfreut, begegnet;
Bin ich dein beßrer Knecht?
Giebt deine Gütigkeit, die mich vor andern segnet,
Mir wohl zum Stolz ein Recht?

Wenn ich geehrt und groß, in Würden mich erblicke;
Gott, wer erhöhte mich?
Ist nicht mein Nächster oft, bey seinem kleinern Glücke,
Viel würdiger, als ich?

Wie könnt ich mich, o Gott, des Guten überheben,
Und meines schwachen Lichts?
Was ich besitz, ist dein. Du sprichst, so bin ich Leben;
Du sprichst! so bin ich nichts.

Von dir kömmt das Gedeyn, und jede gute Gabe
Von dir, du höchstes Gut!
Bewahre mich, o Gott, von dem ich alles habe,
Vor Stolz und Uebermuth.

Warnung vor der Wollust.

Der Wollust Reiz zu widerstreben,
Dieß, Jugend, liebst du Glück und Leben,
Laß täglich deine Weisheit seyn.
Entflieh der schmeichelnden Begierde;
Sie raubet dir des Herzens Zierde;
Und ihre Freuden werden Pein.

Laß, ihr die Nahrung zu verwehren,
Nie Speis und Trank dein Herz beschweren,
Und sey ein Freund der Nüchternheit.
Versage dir, dich zu besiegen,
Auch öfters ein erlaubt Vergnügen,
Und steure deiner Sinnlichkeit.

Laß nicht dein Auge dir gebieten;
Und sey, die Wollust zu verhüten,
Stäts schamhaft gegen deinen Leib.
Entflieh des Witzlings freyen Scherzen
Und such im Umgang edler Herzen
Dir Beyspiel, Witz und Zeitvertreib.

Der Mensch, zu Fleiß und Arbeit träge,
Fällt auf des Müßigganges Wege
Leicht in das Netz des Bösewichts.

Der Unschuld Schutzwehr sind Geschäffte.
Entzieh der Wollust ihre Kräfte
Im Schweiße deines Angesichts.
Erwacht ihr Trieb, dich zu bekämpfen:
So wach auch du ihn früh zu dämpfen,
Eh er die Freyheit dir verwehrt,
Ihn bald in der Geburt ersticken,
Ist leicht; schwer ists, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein Herz zuvor genährt.
Oft kleidet sich des Lasters Triebe
In die Gestalt erlaubter Liebe,
Und du erblickst nicht die Gefahr.
Ein langer Umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verbotnes Feuer
Aus dem, was anfangs Freundschaft war.
Dein fühlend Herz wird sichs verzeihen:
Es wird des Lasters Ausbruch scheuen,
Indem es seinen Trieb ernährt.
Du wirst dich stark und sicher glauben,
Und kleine Fehler dir erlauben,
Bis deine Tugend sich entehrt.
Doch nein, du sollst sie nicht entehren,
Du sollst dir stäts die That verwehren:
Ist drum dein Herz schon tugendhaft?
Ists Sünde nur, die That vollbringen?
Sollst du nicht auch den Trieb bezwingen,
Nicht auch den Wunsch der Leidenschaft?
Begierden sind es, die uns schänden,
Und ohne daß wir sie vollenden,
Verletzen wir schon unsre Pflicht,

Wenn

Wenn du vor ihnen nicht erröthest,
Nicht durch den Geist die Lüste tödtest:
So rühme dich der Keuschheit nicht.
Erfülle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen Gedanken:
Die Unschuld ist der Seele Glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen Leben,
Und keine Reu bringt sie zurück.
Denk oft bey dir: Der Wollust Bande
Sind nicht nur dem Gewissen Schande,
Sie sind auch vor der Welt ein Spott.
Und könnt ich auch in Finsternissen
Den Greul der Wollust ihr verschließen:
So sieht und findet mich doch Gott.
Die Wollust kürzt des Lebens Tage,
Und Seuchen werden ihre Plage,
Da Keuschheit Heil und Leben erbt.
Ich will mir dieß ihr Glück erwerben,
Den wird Gott wiederum verderben,
Wer seinen Tempel hier verderbt.
Wie blühte nicht des Jünglings Jugend!
Doch er vergaß den Weg der Tugend;
Und seine Kräfte sind verzehrt.
Verwesung schändet sein Gesichte,
Und predigt schrecklich die Geschichte
Der Lüste, die den Leib verheert.
So rächt die Wollust an den Frechen
Früh oder später die Verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter Hand.

Ihr Gift wird dein Gewissen quälen;
Sie raubet dir das Licht der Seelen,
Und lohnet dir mit Unverstand.
Sie raubt dem Herzen Muth und Stärke,
Raubt ihm den Eifer edler Werke,
Den Adel, welchen Gott ihm gab;
Und unter deiner Lüste Bürde
Sinkst du von eines Menschen Würde
Zur Niedrigkeit des Thiers herab.
Drum fliehe vor der Wollust Pfade,
Und wach, und rufe Gott um Gnade,
Um Weisheit in Versuchung an.
Erzittre vor dem ersten Schritte;
Mit ihm sind schon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Wider den Geiz.

Wohl dem, der beßre Schätze liebt,
Als Schätze dieser Erden!
Wohl dem, der sich mit Eifer übt,
An Tugend reich zu werden,
Und in dem Glauben, deß er lebt,
Sich über diese Welt erhebt.
Wahr ist es, Gott verwehrt uns nicht
Hier Güter zu besitzen.
Er gab sie uns, und auch die Pflicht,
Mit Weisheit sie zu nützen.

Die dürfen unser Herz erfreun,
Und unsers Fleißes Antrieb seyn.
Doch nach den Gütern dieser Zeit
Mit ganzer Seele schmachten,
Nicht erst nach der Gerechtigkeit
Und Gottes Reiche trachten:
Ist dieses eines Menschen Ruf,
Den Gott zur Ewigkeit erschuf.
Der Geiz erniedrigt unser Herz;
Erstickt die edlern Triebe.
Die Liebe für ein schimmernd Erz
Verdrängt der Tugend Liebe,
Und machet, der Vernunft zum Spott,
Ein elend Gold zu deinem Gott.
Der Geiz, so viel er an sich reißt,
Läßt dich dein Gut genießen;
Er quält durch Habsucht deinen Geist,
Und tödtet dein Gewissen,
Und reißt durch schmeichelnden Gewinn
Dich blind zu jedem Frevel hin.
Um wenig Vortheil wird er schon
Aus dir mit Meineid sprechen;
Dich zwingen, der Arbeiter Lohn
Unmenschlich abzubrechen;
Er wird in dir der Wittwen Flehn,
Der Waisen Thränen widerstehn.
Wie könnt ein Herz, vom Geize hart,
Der Wohlthat Freuden schmecken,
Und in des Unglücks Gegenwart
Den Ruf zur Hilf entdecken?

Und wo ist eines Standes Pflicht,
Die nicht der Geiz entehrt und bricht?
Du bist ein Vater; und aus Geiz
Entziehst du dich den Kindern,
Und lässest dich des Goldes Reiz,
Ihr Herz zu bilden, hindern;
Und glaubst, du hast sie wohl bedacht,
Wenn du sie reich, wie dich, gemacht.
Du hast ein richterliches Amt;
Und du wirst dich erfrechen,
Die Sache, die das Recht verdammt,
Aus Habsucht recht zu sprechen;
Und selbst der Tugend größter Feind
Erkauft an dir sich einen Freund.
Gewinnsucht raubt dir Muth und Geist,
Die Wahrheit frey zu lehren;
Du schweigst, wenn sie dich reden heißt,
Ehrst, wo du nicht sollst ehren,
Und wirst um ein verächtlich Geld
Ein Schmeichler, und die Pest der Welt.
Erhalte mich, o Gott, dabey,
Daß ich mir gnügen lasse,
Geiz ewig als Abgötterey
Von mir entfern, und hasse.
Ein weises Herz und guter Muth
Sey meines Lebens größtes Gut.

Trost eines schwermüthigen Christen.

Du klagst, o Christ, in schweren Leiden,
Du seufzest, daß der Geist der Freuden
Von dir gewichen ist;
Du klagst und rufst: Herr, wie so lange?
Und Gott verzeucht, und dir wird bange,
Daß du von Gott verlassen bist.

Sind meine Sünden mir vergeben;
Hat Gott mir Sünder Heil und Leben
In seinem Sohn verliehn:
Wo sind denn seines Geistes Triebe?
Warum empfind ich nicht die Liebe,
Und hoffe nicht getrost auf ihn?

Mühselig, sprichst du, und beladen
Hör ich den Trost vom Wort der Gnaden
Und ich empfind ihn nicht;
Bin abgeneigt vor Gott zu treten;
Ich bet, und kann nicht gläubig beten;
Ich denke Gott, doch ohne Licht.

Sonst war mirs Freude, seinen Willen
Von ganzem Herzen zu erfüllen:
Sein Wort war mir gewiß.
Itzt kann ichs nicht zu Herzen fassen,
Und meine Kraft hat mich verlassen,
Und meinen Geist deckt Finsterniß.

Oft fühl ich Zweifel, die mich quälen,
Heul oft vor Unruh meiner Seelen,

Und meine Hilf ist fern.
Ich suche Ruh, die ich nicht finde;
In meinem Herzen wohnt nur Sünde,
Nur Unmuth, keine Furcht des Herrn.
Zag nicht, o Christ, denn deine Schmerzen
Sind sichre Zeugen beßrer Herzen,
Als dir das deine scheint.
Wie könntest du dich so betrüben,
Daß dir die Kraft fehlt, Gott zu lieben
Wär nicht dein Herz mit ihm vereint?
Kein Mensch vermag Gott zu erkennen,
Noch Jesum einen Herrn zu nennen,
Als durch den heilgen Geist.
Hast du nicht diesen Geist empfangen?
Er ists, der dich nach Gott verlangen,
Und sein Erbarmen suchen heißt.
Vertrau auf Gott. Er wohnt bey denen,
Die sich nach seiner Hilfe sehnen;
Er kennt und will dein Glück.
Er höret deines Weinens Stimme;
Verbirgt er gleich in seinem Grimme
Sich einen kleinen Augenblick.
Gott ließ so manchen seiner Frommen
In dieß Gefühl des Elends kommen,
Und stund ihm mächtig bey.
Du sollst dein Nichts erkennen lernen,
Sollst das Vertraun auf dich entfernen,
Und sehn, was Gottes Gnade sey.
Vor Sicherheit dich zu bewahren,
Läßt er dich seine Streng erfahren,

Und schickt dir diese Last.
Er reinigt dich wie Gold im Feuer,
Macht dir das Heil der Seele theuer,
Damit du haltest, was du hast.

So wie ein Vater über Kinder,
Erbarmet Gott sich über Sünder,
Die seinen Namen scheun.
Dein Seufzen ist ihm nicht verborgen.
So fern der Abend ist vom Morgen,
Läßt er von dir die Sünde seyn.

Zwar ist um Trost dir itzo bange;
Denn alle Züchtigung, so lange
Sie da ist, scheint uns hart.
Doch nachmals wird sie friedsam geben
Frucht der Gerechtigkeit und Leben
Dem, der durch sie geübet ward.

Fahr fort zu beten und zu wachen,
Gott ist noch mächtig in den Schwachen,
Ist Güte für und für.
Laß dir an seiner Gnade gnügen,
Sein Wort ist wahr, und kann nicht trügen:
Ich stärke dich, ich helfe dir!

Auf, fasse dich in deinen Nöthen!
Sprich: Wollte mich der Herr auch tödten:
So harr ich dennoch sein.
Mir bleibt das Erbtheil der Erlösten,
Und will mich Gott nicht eher trösten,
Wird er mich doch im Tod erfreun.

Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O Herr mein Gott! durch den ich bin und lebe,
Gieb, daß ich mich in deinen Rath ergebe;
Laß ewig deinen Willen mein,
Und was du thust, mir theuer seyn.

Du, du regierst, bist Weisheit, Lieb und Stärke.
Du, Herr, erbarmst dich aller deiner Werke.
Was zag ich einen Augenblick?
Du bist mein Gott, und willst mein Glück.

Von Ewigkeit hast du mein Loos entschieden.
Was du bestimmst, das dient zu meinem Frieden.
Du wogst mein Glück, du wogst mein Leid,
Und was du schickst, ist Seligkeit.

Gefällt es dir: so müsse keine Plage
Sich zu mir nahn: gieb mir zufriedne Tage:
Allein verwehrts mein ewig Heil:
So bleibe nur dein Trost mein Theil.

Du giebst aus Huld uns dieser Erde Freuden;
Aus gleicher Huld verhängst du unsre Leiden.
Ist nur mein Weh nicht meine Schuld:
So zag ich nicht. Du giebst Geduld.

Soll ich ein Glück, das du mir gabst, verlieren,
Und willst du, Gott, mich rauhe Wege führen;
So wirst du, denn du hörst mein Flehn,
Mir dennoch eine Hilf ersehn.

Viel-

Vielleicht muß ich nach wenig Tagen sterben.
Herr, wie du willst! Soll ich den Himmel erben,
Und dieser ist im Glauben mein,
Wie kann der Tod mir schrecklich seyn?

In Krankheit.

Ich hab in guten Stunden
Des Lebens Glück empfunden,
Und Freuden ohne Zahl!
So will ich denn gelassen
Mich auch im Leiden fassen;
Welch Leben hat nicht seine Qual?

Ja, Herr, ich bin ein Sünder,
Und stäts strafst du gelinder,
Als es der Mensch verdient.
Will ich, beschwert mit Schulden,
Kein zeitlich Weh erdulden,
Doch was zu meinem Besten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine Ruh, mein Leben,
Mehr lieben, als den Herrn.
Dir, Gott, will ich vertrauen,
Und nicht auf Menschen bauen;
Du hilfst und du errettest gern.

Laß du mich Gnade finden,
Mich alle meine Sünden

Erkennen und bereun.
Itzt hat mein Geist noch Kräfte;
Sein Heil laß mein Geschäffte
Dein Wort mir Trost und Leben seyn.
Wenn ich in Christo sterbe:
Bin ich des Himmels Erbe.
Was schreckt mich Grab und Tod?
Auch auf des Todes Pfade
Vertrau ich deiner Gnade;
Du, Herr, bist bey mir in der Noth.
Ich will dem Kummer wehren,
Gott durch Geduld verehren,
Im Glauben zu ihm flehn.
Ich will den Tod bedenken,
Der Herr wird alles lenken;
Und was mir gut ist, wird geschehn.

Vom Tode.

Meine Lebenszeit verstreicht,
Stündlich eil ich zu dem Grabe.
Und was ists, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk, o Mensch, an deinen Tod,
Säume nicht; denn Eins ist noth.

Lebe, wie du, wenn du stirbst,
Wünschen wirst, gelebt zu haben.
Güter, die du hier erwirbst,
Würden, die dir Menschen gaben,
Nichts wird dich im Tod erfreun;
Diese Güter sind nicht dein.

Nur ein Herz, das Gutes liebt,
Nur ein ruhiges Gewissen.
Das vor Gott dir Zeugniß giebt,
Wird dir deinen Tod versüßen.
Dieses Herz, von Gott erneut,
Ist des Todes Freudigkeit.

Wenn in deiner letzten Noth
Freunde hilflos um dich beben?
Dann wird über Welt und Tod
Dich dieß reine Herz erheben;
Dann erschreckt dich kein Gericht;
Gott ist deine Zuversicht.

Daß du dieses Herz erwirbst,
Fürchte Gott, und bet und wache.

Sorge nicht, wie früh du stirbst;
Deine Zeit ist Gottes Sache.
Lern nicht nur den Tod nicht scheun,
Lern auch seiner dich erfreun.

Ueberwind ihn durch Vertraun,
Sprich: Ich weiß, an wen ich gläube,
Und ich weiß, ich werd ihn schaun
Einst in diesem meinem Leibe.
Er, der rief: Es ist vollbracht!
Nahm dem Tode seine Macht.

Tritt im Geist zum Grab oft hin,
Siehe dein Gebein versenken;
Sprich: Herr, daß ich Erde bin,
Lehre du mich selbst bedenken;
Lehre du michs jeden Tag,
Daß ich weiser werden mag.

Betrachtung des Todes.

Wie sicher lebt der Mensch, der Staub!
Sein Leben ist ein fallend Laub;
Und dennoch schmeichelt er sich gern,
Der Tag des Todes sey noch fern.

Der Jüngling hofft des Greises Ziel,
Der Mann noch seiner Jahre viel,
Der Greis zu vielen noch ein Jahr,
Und keiner nimmt den Irrthum wahr.

Sprich nicht: ich denk in Glück und Noth
Im Herzen oft an meinen Tod,
Der, den der Tod nicht weiser macht,
Hat nie mit Ernst an ihn gedacht.
Wir leben hier zur Ewigkeit,
Zu thun, was uns der Herr gebeut,
Und unsers Lebens kleinster Theil
Ist eine Frist zu unserm Heil.
Der Tod rückt Seelen vor Gericht;
Da bringt Gott alles an das Licht,
Und macht, was hier verborgen war,
Den Rath der Herzen offenbar.
Drum da dein Tod dir täglich dräut,
So sey doch wacker und bereit;
Prüf deinen Glauben, als ein Christ,
Ob er durch Liebe thätig ist.
Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu seyn,
Dieß macht dich nicht von Sünden rein.
Ein Herz, das Gottes Stimme hört,
Ihr folgt, und sich vom Bösen kehrt;
Ein gläubig Herz von Lieb erfüllt,
Dieß ist es, was in Christo gilt.
Die Heiligung erfodert Müh;
Du wirkst sie nicht, Gott wirket sie.
Du aber ringe stäts nach ihr,
Als wäre sie ein Werk von dir.
Der Ruf des Lebens, das du lebst,
Dein höchstes Ziel, nach dem du strebst,

Und deiner Tage Rechenschaft
Ist Tugend in des Glaubens Kraft.
Ihr alle seine Tage weihn,
Heißt eingedenk des Todes seyn;
Und wachsen in der Heiligung,
Ist wahre Todserinnerung.
Wie oft vergeß ich diese Pflicht!
Herr, geh mit mir nicht ins Gericht;
Druck selbst des Todes Bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich.
Daß ich mein Herz mit jedem Tag
Vor dir, o Gott, erforschen mag,
Ob Liebe, Demuth, Fried und Treu,
Die Frucht des Geistes in ihm sey.
Daß ich zu dir um Gnade fleh,
Stäts meiner Schwachheit widersteh,
Und einstens in des Glaubens Macht
Mit Freuden ruf: Es ist vollbracht!

Beständige Erinnerung des Todes.

Was sorgst du ängstlich für dein Leben?
Es Gott gelassen übergeben,
Ist wahre Ruh, und deine Pflicht.
Du sollst es lieben, weislich nützen,
Es dankbar, als ein Glück, besitzen,
Verlieren, als verlörst dus nicht.

Der

Der Tod soll dich nicht traurig schrecken;
Doch dich zur Weisheit zu erwecken,
Soll er dirståts vor Augen seyn.
Er soll den Wunsch zu leben mindern,
Doch dich in deiner Pflicht nicht hindern,
Vielmehr die Kraft dazu verleihn.

Ermattest du in deinen Pflichten:
So laß den Tod dich unterrichten,
Wie wenig deiner Tage sind.
Sprich: Sollt ich Gutes wohl verschieben?
Nein, meine Zeit, es auszuůben,
Ist kurz, und sie verfliegt geschwind.

Denk an den Tod, wenn bőse Triebe,
Wenn Lust der Welt und ihre Liebe
Dich reizen; und ersticke sie.
Sprich: Kann ich nicht noch heute sterben?
Und kőnnt ich auch die Welt erwerben,
Begieng ich doch solch Uebel nie.

Denk an den Tod, wenn Ruhm und Ehren,
Wenn deine Schåtze sich vermehren,
Daß du sie nicht so heftig liebst.
Denk an die Eitelkeit der Erden,
Daß, wenn sie dir entrissen werden,
Du dann dich nicht zu sehr betrůbst.

Denk an den Tod bey frohen Tagen.
Kann deine Lust sein Bild vertragen:
So ist sie gut und unschuldsvoll.
Sprich, dein Vergnůgen zu versůßen:
Welch Glůck werd ich erst dort genießen,
Wo ich unendlich leben soll!

Denk an den Tod, wenn deinem Leben
Das fehlt, wornach die Reichen streben:
Sprich: Bin ich hier, um reich zu seyn?
Heil mir! wenn ich in Christo sterbe,
Dann ist ein unbeflecktes Erbe,
Dann ist der Himmel Reichthum mein.

Denk an den Tod, wenn Leiden kommen
Sprich: Alle Trübsal eines Frommen
Ist zeitlich, und im Glauben leicht.
Ich leide: doch von allem Bösen
Wird mich der Tod bald, bald erlösen:
Er ists, der mir die Krone reicht.

Denk an den Tod, wenn freche Rotten,
Des Glaubens und der Tugend spotten,
Und Laster stolz ihr Haupt erhöhn.
Sprich bey dir selbst: Gott trägt die Frechen;
Doch endlich kömmt er sich zu rächen,
Und plötzlich werden sie vergehn.

Denk an den Tod, zur Zeit der Schrecken,
Wenn Pfeile Gottes in dir stecken;
Du rufst, und er antwortet nicht.
Sprich: Sollte Gott mich ewig hassen?
Er wird mich sterbend nicht verlassen;
Dann zeigt er mir sein Angesicht.

So suche dir in allen Fällen
Den Tod oft, lebhaft, vorzustellen;
So wirst du ihn nicht zitternd scheun;
So wird er dir ein Trost in Klagen,
Ein weiser Freund in guten Tagen,
Ein Schild in der Versuchung seyn.

Trost des ewigen Lebens.

Nach einer Prüfung kurzer Tage
Erwartet uns die Ewigkeit.
Dort, dort verwandelt sich die Klage
In göttliche Zufriedenheit.
Hier übt die Tugend ihren Fleiß;
Und jene Welt reicht ihr den Preis.

Wahr ists, der Fromme schmeckt auf Erden
Schon manchen sel'gen Augenblick:
Doch alle Freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes Glück.
Er bleibt ein Mensch, und seine Ruh
Nimmt in der Seelen ab und zu.

Bald stören ihn des Körpers Schmerzen,
Bald das Geräusche dieser Welt;
Bald kämpft in seinem eignen Herzen
Ein Feind, der öfter siegt, als fällt:
Bald sinkt er durch des Nächsten Schuld
In Kummer, und in Ungeduld.

Hier, wo die Tugend öfters leidet,
Das Laster öfters glücklich ist,
Wo man den Glücklichen beneidet,
Und des Bekümmerten vergißt;
Hier kann der Mensch nie frey von Pein,
Nie frey von eigner Schwachheit seyn.

Hier such ichs nur, dort werd ichs finden;
Dort werd ich heilig und verklärt,

Der Tugend ganzen Werth empfinden,
Den unaussprechlich großen Werth.
Den Gott der Liebe werd ich sehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der Vorsicht heil'ger Wille
Mein Will und meine Wohlfahrt seyn;
Und lieblich Wesen, Heil die Fülle,
Am Throne Gottes mich erfreun.
Dann läßt Gewinn stäts auf Gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel sah;
Das wunderbar und heilig nennen,
Was unerforschlich hier geschah;
Da denkt mein Geist, mit Preis und Dank,
Die Schickung im Zusammenhang.

Da werd ich zu dem Throne dringen,
Wo Gott, mein Heil, sich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig, singen
Dem Lamme, das erwürget ward.
Und Cherubim und Seraphim
Und alle Himmel jauchzen ihm.

Da werd ich in der Engelschaaren
Mich ihnen gleich und heilig sehn,
Das nie gestörte Glück erfahren,
Mit Frommen stäts fromm umzugehn.
Da wird durch jeden Augenblick
Ihr Heil mein Heil, mein Glück ihr Glück.

Da werd ich dem den Dank bezahlen,
Der Gottes Weg mich gehen hieß,

Und ihn zu millionenmalen
Noch segnen, daß er mir ihn wies;
Da find ich in des Höchsten Hand
Den Freund, den ich auf Erden fand.
Da ruft, o möchte Gott es geben!
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
Heil sey dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet; du!
O Gott, wie muß dieß Glück erfreun,
Der Retter einer Seele seyn!
Was seyd ihr Leiden dieser Erden,
Doch gegen jener Herrlichkeit,
Die offenbart an uns soll werden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit?
Wie gar nichts, gar nichts gegen sie
Ist doch ein Augenblick voll Müh!

Inhalt
der geistlichen Oden und Lieder.

Bitten	S. 21
Das Gebet	22
Allgemeines Gebet	26
Morgengesang	28
Prüfung am Abend	30
Abendlied	32
Ein anders	33
Danklied	34
Weihnachtslied	36
Ein anders	38
Am neuen Jahre	39
Passionslied	41
Ein anders	44
Trost der Erlösung	48
Osterlied	51
Ein anders	53
Ein anders	56
Auf die Himmelfahrt des Erlösers	57
Am Communiontage	59
Wider den Aufschub der Bekehrung	61
Bußlied	66
Lied am Geburtstage	67
Preis des Schöpfers	69
Die Ehre Gottes aus der Natur	70
Gottes Macht und Vorsehung	71

Ver-

Vertrauen auf Gottes Vorsehung	S. 73
Versicherung der Gnade Gottes	75
Die Güte Gottes	76
Vom Worte Gottes	78
Ermunterung die Schrift zu lesen	79
Der Schutz der Kirche	82
Der Kampf der Tugend	84
Von der Quelle der guten Werke	87
Der Weg der Frommen	89
Der thätige Glaube	91
Die Demuth	92
Die Geduld	94
Die Gelassenheit	97
Zufriedenheit mit seinem Zustande	99
Das Glück eines guten Gewissens	100
Die Wachsamkeit	102
Die Liebe des Nächsten	105
Die Liebe der Feinde	108
Das natürliche Verderben des Menschen	110
Wider den Uebermuth	114
Warnung vor der Wollust	115
Wider den Geiz	118
Trost eines schwermüthigen Christen	121
Um Ergebung in den göttlichen Willen	124
In Krankheit	125
Vom Tode	127
Betrachtung des Todes	128
Beständige Erinnerung des Todes	130
Trost des ewigen Lebens	133

Verzeichniß

derjenigen Lieder, welche Kirchenmelodien haben.

Bitten S. 21

Mel. Es ist das Heil uns kommen her rc.

Allgemeines Gebet 26

Mel. Für deinen Thron tret ich hiermit rc.

Morgengesang 28

Mel. Ich dank dir schon durch deinen Sohn rc.

Prüfung am Abend 30

Mel. O Gott! du frommer Gott rc.

Abendlied: Für alle Güte sey gepreist, 32

Mel. Mit meinem Gott geh ich zur Ruh rc.

Abendlied: Herr, der du mir das Leben, 33

Mel. Nun ruhen alle Wälder rc.

Weihnachtslied: Auf schicke dich, 36

Mel. Wir Christenleut, rc.

Weihnachtslied: Dieß ist der Tag, 38

Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her rc.

Am neuen Jahre 39

Mel. Es ist das Heil uns kommen her rc.

Paßionslied: Herr, stärke mich, 41

Mel. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen rc.

Paßionslied: Erforsch mich, Herr, 44

Mel. Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld rc.

Oster-

Osterlied: Erinnre dich, mein Geist, 51
Mel. Vom Himmel hoch da komm ich her ꝛc.
Osterlied: Freywillig hab ichs dargebracht, 53
Mel. Es ist das Heil uns kommen her ꝛc.
Osterlied: Jesus lebt, mit ihm auch ich, 56
Mel. Jesus meine Zuversicht ꝛc.
Am Communiontage 59
Mel. O König, dessen Majestät ꝛc.
Wider den Aufschub der Bekehrung 61
Mel. O Gott! du frommer Gott ꝛc.
Preis des Schöpfers 69
Mel. Sey Lob und Ehr dem höchsten Gut ꝛc.
Vertrauen auf Gottes Vorsehung 73
Mel. Was Gott thut, das ist wohl gethan ꝛc.
Versicherung der Gnade Gottes 75
Mel. Kommt her zu mir, spricht Gottes Sohn ꝛc.
Vom Worte Gottes 78
Mel. Ach Gott und Herr ꝛc.
Ermunterung die Schrift zu lesen 79
Mel. O Gott! du frommer Gott ꝛc.
Der Schutz der Kirche 82
Mel. Ein feste Burg ist unser Gott ꝛc.
Der Kampf der Tugend 84
Mel. Durch Adams Fall ist ganz verderbt ꝛc.

Der

Der thätige Glaube 91
Mel. Machs mit mir, Gott, nach deiner Güte ꝛc.
Geduld 94
Mel. Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen ꝛc.
Gelassenheit 97
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.
Die Wachsamkeit 102
Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.
Die Liebe des Nächsten 105
Mel. Machs mit mir Gott nach deiner Güte ꝛc.
Wider den Geiz 118
Mel. Wohl dem, der sich auf seinen Gott ꝛc.
In Krankheit 125
Mel. In allen meinen Thaten ꝛc.
Vom Tode 127
Mel. Jesus meine Zuversicht ꝛc.
Betrachtung des Todes 128
Mel. Herr Jesu Christ, meins Lebens Licht ꝛc.
Trost des ewigen Lebens 133
Mel. Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc.

Von den

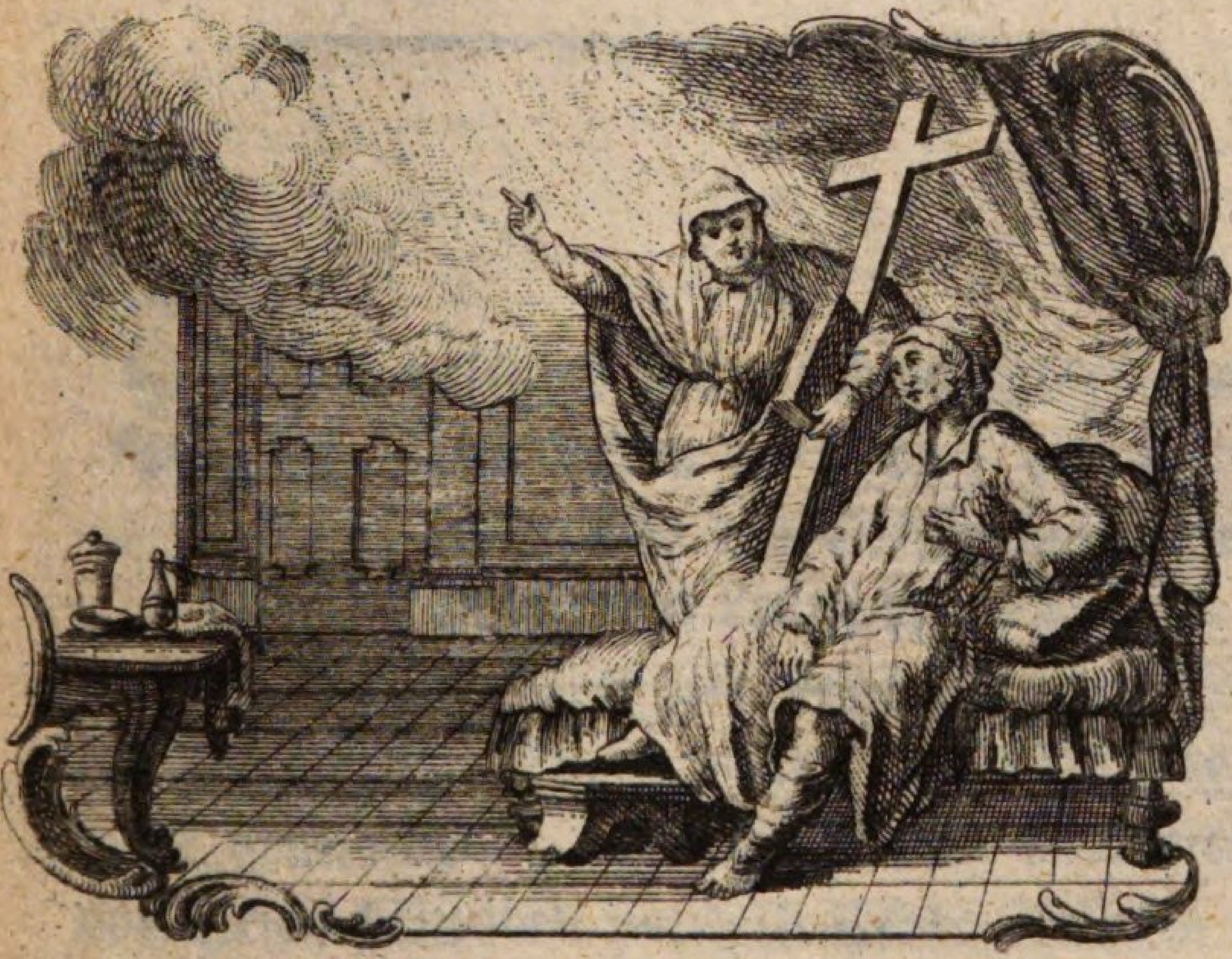
Trostgründen

wider

ein sieches Leben.

Von

C. F. Gellert.



MDCCLXXIII.

Von den Trostgründen wider ein sieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Lesern zu sagen, ehe ich mit ihnen von den Trostgründen wider ein sieches Leben rede, daß ich selber mit diesem Uebel seit verschiedenen Jahren beschwert bin. Es ist wahr, daß ich deswegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von diesen Gründen handeln werde, als ein anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache sprechen, wenn man sie selber empfunden hat. Es giebt eine gewisse Beredtsamkeit des Herzens, die nicht so-

wohl

wohl durch den Verstand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterstützt wird. Sie erweckt die Aufmerksamkeit und das Vertrauen des andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der seine Leser in diese Gemüthsverfassung setzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal so begierig annehmen, als sie nicht thun würden; wenn er sie gleich durch die beredteste und tiefsinnigste Abhandlnng in Erstaunen und Bewunderung gesetzt hätte. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so muß es den Kranken, die man beruhigen will, lieber seyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hilfe kömmt, als einen, der diesen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich schätzen, wenn ich meinen siechen Mitgesellen die Last, unter der sie seufzen, durch diese Schrift in etwas erleichtere! Diese Absicht hoffe ich um desto eher zu erreichen: je weniger ich durch diese Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrsamkeit strebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bey unserm Unterrichte zu sorgen. Ich selber will mich mit befriedigen, indem ich andre zu beruhigen suche, und eben diese Bemühung soll mir zu einem neuen Trostgrunde bey siechen Stunden dienen.

Wir sagen meistentheils, daß derjenige ein sieches Leben führe, der mit gewissen Plagen des Körpers belästiget ist, die ihn nie ganz

ver-

verlassen, oder doch sollten von ihm weichen: der viele Jahre, oder die größte, oder die ganze Zeit seines Lebens mehr krank, als gesund ist. Da eine Krankheit an und für sich schmerzhafter ist, als die andre; da sie hier länger anhält, als dort; hier öfter kömmt, dort geschwinder weicht; bey diesem mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths schwächt; dem einen fast alles Vergnügen des menschlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da sich sowohl bey den Krankheiten, als bey den äußerlichen Umständen derselben eine große Ungleichheit findet: so scheinet es, daß man so viele besondre Trostgründe aufsuchen müßte, als sieche Menschen sind. Allein wenn auch diese Mühe nicht unmöglich wäre: so ist sie doch nicht nöthig. Alle, die ein solches Leben führen, lassen sich bey ihrer großen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinen, daß sie ihren Zustand für ein Uebel halten, und sich die Befreyung von demselben wünschen. In soweit kann man einerley Mittel für sie alle brauchen. Alles, was daraus folget, ist, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geschwinder oder langsamer, wirken wird. Nachdem der Trost mehr oder weniger Widerstand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, sie größtentheils zu beruhi-

gen, die Hindernisse mögen so stark seyn, wie sie wollen, wenn er anders ein vollständiges Mittel seyn soll.

Es giebt einen andern Unterschied bey den siechen Tagen der Menschen, der mehr zu sagen, und einen größern Einfluß in die Trostgründe hat. Das Uebel eines siechen Lebens hat verschiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein besondres Verhängniß von Gott seyn; oder es kann von unsern, oder von den freyen Handlungen andrer herrühren. Oder es kann endlich in Ansehung unsrer Gewißheit eine unbekannte Quelle haben, das heißt, wir können nicht wissen, wem wir es eigentlich zuschreiben sollen.

Man sieht leicht, daß vier Personen, die aus vier verschiedenen Ursachen sich mit einem siechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demselben Grunde sich aufrichten können. Welcher Unterschied herrscht nicht blos unter denjenigen, die sich selber für die Verwüster ihrer Gesundheit halten müssen! Bald können wir aus Schwachheit des Verstandes, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiß in Geschäfften, bald durch einen plötzlich erregten Affekt, bald durch flüchtige Laster, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen siechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben sich nicht durch eine gut gemeynte Arzney, durch einen unvorsichtigen Trunk, durch einen

plötz-

plötzlichen Zorn, durch eine ungestüme Rachsucht, um die Gesundheit gebracht! Wird sich nicht von diesen immer einer leichter, oder schwerer, trösten können, als der andre?

Wer sich also bey einem siechen Leben mit Nachdruck trösten will, der muß genau untersuchen, wem er dieses Uebel zuzuschreiben habe. Ein Mensch, der durch allerhand Ausschweifungen sein eigner Peiniger geworden ist, bey dem die Laster ein quälendes Gift in seinen Säften zurück gelassen haben, und der aus Betrug des Herzens sein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch diese Vorstellung niemals recht ruhig werden. Es wird sich stäts ein heimlicher Widerspruch in ihm erregen, der dem Trostgrunde, daß ihm Gott aus heiligen Ursachen die Last aufgelegt habe, seine Kraft rauben wird. Er wird zu gewissen Stunden glauben, daß er getrost sey, und er wird in kurzer Zeit, wenn sein Gewissen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geistes fühlen, die gar nicht weichen will, so sehr er sie sich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängnisse zu vertreiben sucht. So viel als ein balsamisches Pflaster auf einer gereinigten Wunde nützen wird; so wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch scharfe Mittel noch nicht gehoben ist. Wer aus natürlicher Schwermuth und Furchtsamkeit die Leiden seines Körpers für selbstgemachte Plagen, und für den Lohn seiner

Thorheit ansieht, da es doch Folgen der Beschaffenheit seiner schwachen Natur, oder göttliche Schickungen sind, der wird die Bangigkeit seiner Seele eben so wenig bestreiten, als ein Mensch, der durch sein wallendes Blut in eine furchtsame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von bösen Geistern beunruhiget werde.

Indessen muß ich gestehen, daß der Rath, die Quellen seines siechen Lebens wohl zu untersuchen, gar nicht so leicht ist, als es scheint. Oft steht uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unsrer siechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einsehen können, ob unsre Schmerzen Früchte unsrer eignen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilsame Plagen von Gott, oder die Schulden andrer Menschen sind; eben diese Ungewißheit schlägt uns oft am meisten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der sich kaum zu lassen weiß, dahin gebracht werden, sein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm Gott oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld sey! Wie bald würde Charinus, der die Güte Gottes, und seine harten Plagen des Leibes nicht mit einander vereinen kann, vieles von seinem Unmuthe fallen lassen, wenn er überführt werden könnte, daß nicht so-

wohl

wohl die göttliche Fügung, als er selbst die Ursache seiner Schmerzen sey! Allein es ist in vielen, und vielleicht in den meisten Fällen schwer auszumachen, ob unsre Siechheit ein durch unsre Schuld verursachtes Uebel, oder ein von Gott verordnetes, oder verhängtes Elend sey. Chremes genießt bis in sein zwanzigstes Jahr einer guten Gesundheit. Von dieser Zeit an wird er mit schmerzhaften Zufällen geplagt, welche sich mit den Jahren immer fester setzen, und ihn, seiner Vorsorge und strengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er gesteht, daß er in seinen jungen Jahren verschiedene Ausschweifungen im Trunke, oder in der Wollust begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch siech. Woher weiß ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbt, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe? Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter ist, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wollust ergeben gewesen, fühlet so wenig eine Abnahme an seinen Kräften, daß er sich vielmehr recht wohl befindet. Und ich soll durch etliche Ausschweifungen mich um den Besitz der Gesundheit gebracht haben? Es kann seyn: aber wo weiß ichs? Es ist wahrscheinlich; aber ist das Gegentheil nicht auch wahrscheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon ist von Jugend auf siech gewesen;

aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführet. Allein er erinnert sich doch verschiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer ist so rein, daß ihm sein Gewissen keine offenbaren Vergehungen vorrücken sollte? Cleon fragt nicht nach dem Ursprunge seines Elends. Er will nur wissen, ob er es nicht durch diese oder jene That vermehret habe oder noch vermehre. Er sieht auf der einen Seite tausend Ursachen, die wider unsre Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergrößern. Auf der andern Seite sieht er seine eignen Thorheiten. Auch diese können das Ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht stäts unmöglich, hinter die wahren Ursachen zu kommen: so macht doch unsre Eigenliebe dem Verstande tausend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Ursache seines Unglücks seyn. Ist er sehr billig, so will er nur einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieses schon schwer. Und so gern als wir alle glücklich seyn wollen, eben so gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unschuldig leiden. Dieses Verlangen macht uns erstlich sinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Ursache zu sehen, die wir nicht gern sehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieses ist

schon

schon Elend genug. Oder wir versehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für solche, die wir uns verursacht haben. Dieses vermehrt ohne Noth unsre Traurigkeit. Oder wir klagen Gott und die Natur an, wo wir uns beschuldigen sollten, und stärken durch diese Klagen unsern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir selbst schuld sind, nie eine wahre Beruhigung. So wahr dieses und jenes ist, um desto mehr müssen wir sorgfältig den Grund des Verlusts unsrer Gesundheit untersuchen. So schwer es ist, so folget doch nichts daraus, als daß wir desto behutsamer bey dieser Prüfung verfahren müssen. So wenig, als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; so viel gewinnen wir doch, wenn wir wissen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben, sie zu erlangen. In diesem Falle kann die Ungewißheit ein Glück für uns werden. Vielleicht sind wir die einzige Ursache unsers ungesunden Lebens. Sähen wir dieses gewiß ein, so würden wir aus natürlicher Gemüthsbeschaffenheit oft gar nicht getröstet werden können. Die Vorsicht hat unstreitig aus großer Güte viele Ursachen unsers Unglücks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick derselben gar nicht zu ertragen fähig seyn würden. Ob nun gleich die meisten siechen Menschen nicht mit vollkommner Gewißheit die Ursachen ihrer Schmerzen entdecken wer-

den; so darf sie doch dieses gar nicht abhalten, gar keinen Ausspruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da ist die Wahrscheinlichkeit so gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre sehr unmäßig gelebt, und seiner Natur schon in ihrer Blüthe alles das abgedrungen hat, was sie kaum leistet, wenn sie reif ist; dieser Damon zweifelt, wem er seine erschöpften Kräfte, seine vertrockneten Lebensgeister, seinen Krampf in den Gefäßen des Leibes zuschreiben soll. Und was hält ihn ab, daß er sich und seine begangene Laster nicht zur Ursache davon macht? Eine schwere Krankheit, die er in seinem achten Jahre ausgestanden; ein Fall von einem Baume, den er in seinem zehnten Jahre gethan. Wer weiß, sagt er, was jene langwierige Krankheit für ein schleichendes Gift in mir zurück gelassen hat, das itzt erst anfängt zu wirken! Wer weiß, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzt hat, daß mein Körper nunmehr so sichtbar untergeht! Damon hat nicht Ursache, länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, sein Fall in der Jugend sind entfernte Ursachen. Man kann ohne diese Dinge durch bloße Unmäßigkeit sich schon in das siecheste Leben stürzen. Warum will er also nicht glauben, daß er sein eigner Verderber gewesen seyn würde? Oder woher kann er vermuthen, daß sein Leib nicht weit dauerhafter gewesen seyn

würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausschweifungen nicht selbst verwüstet hätte? Gesetzt, er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwuchs der Jahre eben so siech geworden. Gesetzt, seine Laster wären nicht Schuld: so hat er doch nur eine Möglichkeit für sich. Diese kann ihn, wenn er vernünftig ist, nicht verhindern, einer Wahrscheinlichkeit Gehör zu geben. Und so gewiß es auch in den Augen Gottes seyn möchte, daß sein Fall von dem Baume ihn siech gemacht: so wird er doch in seinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch seine Ausschweifungen sich selber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geschlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen stehen diejenigen, die es gewiß, oder doch wahrscheinlich wissen, daß sie Schuld an ihrem Leiden sind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wissen können. Beyde Arten trennen sich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troste, und beyde kommen doch endlich wieder zusammen. Wir glauben durch diese Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Trostgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die siech sind, aus einem gewissen Gesichtspunkte betrachtet, sagen, daß es nur einen Trostgrund für sie alle giebt. Und man redet sehr wahr. Man kann aber auch sagen, daß es zwo Gattungen der Trostgründe,

ja daß es so viele Arten derselben giebt, als Personen sind, und man redet nicht unrecht.

Allein, was heißt trösten? Was ist ein wahrer Trostgrund? Vielen wird diese Frage unnöthig scheinen. Man glaubt, daß man gewisse Wörter sehr wohl verstehe, weil man sie täglich im Munde hat. Und es sind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewisser, als diejenigen, deren sich alle bedienen. Wie uneinig würden die Beschreibungen aussehen, wenn man zehn Personen sagen ließe, was trösten hieße? was Trostgründe wären? So viel ist gewiß. Keiner von denen, welche einen trösten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes stillen, sondern nur des Geistes, die aus jenen entstehen. Will man nun sagen, trösten hieße die Schmerzen der Seele vertreiben oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem siechen Menschen entspringen: so fragt sichs nur, wie man diese verringern, oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert, oder wegschafft. Gleichwohl muß trösten, wenn es etwas heissen soll, eben dieses bedeuten. Und wir sehen kein Mittel dazu, als die Vorstellung und die Kraft gewisser Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewissen Vorstellungen des Geistes bestünde: so ließe sichs leicht begreifen, wie eine Vorstellung durch die andre könnte vermindert werden. Allein diese Unruhe ist mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird

sie

sie durch eine bloße Vorstellung des Verstandes können unterdrückt werden! Orgon ist zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinschmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil sein Körper leidet. Der andre, der seinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit seiner Seele lindern. Er will ihn trösten, und zwar durch die Vorstellung einer Wahrheit. Er sagt ihm in der stoischen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Besitz des wahren Gutes nur in der Tugend bestünde. Wer diese hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon diesen Satz glaubt. Was wird entstehen? Sein Verstand sagt ihm, daß er nicht unglücklich ist, und seine Empfindung behauptet, daß ers ist. Er will die trüben Wolken seines Geistes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es steigen aus seiner Empfindung stäts neue auf. Er will es gern erlauben, daß er nicht elend ist, und er wird doch genöthigt, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir sagt, der Schmerz ist kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn also durch die bloße Vorstellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: so ist kein Weg des Trostes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn

ich meinem Verstande nicht solche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken; so werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, so ist dieses die wahre Gestalt des Trostes. Die Erfahrung mag Zeuge seyn. Philemon hat tausend Thaler verloren. Er sieht dieses Geld für ein nothwendiges Stück seiner Zufriedenheit an. Man sage ihm noch so viel von der Nichtigkeit der sinnlichen Güter vor. Man zeige ihm sonnenklar, daß sie nicht glücklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit diesem Gelde vieles von seinem Vergnügen, von seiner Bequemlichkeit. Dieser Verlust kränkt seine Begierde, glücklich zu seyn, und verursacht ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus bloßen Vorstellungen, sondern aus einem wirklichen Verluste herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Bequemlichkeit ersetzen, worinnen Philemon sein Glück sucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlornen tausend Thaler zweymal, oder daß er wenigstens eben so viel bald wieder gewinnen werde, so wird er sich leicht zufrieden geben. Und woher dieses? Man hat Empfindung mit Empfindung bestritten. Die Vorstellung, daß er gewinnen würde, blieb nicht blos im Verstande, sie drang in das Herz. Die

Ein-

Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile so lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung schmecken mußte. Auf diese Art bestritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Mißvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Besitz der Gesundheit nicht gegönnet hat, weiß heute die Traurigkeit seines Geistes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund will ihn mit dem Trostgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, spricht er, helfen sich nichts durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leibes dadurch. Fassen sie sich in Geduld. Es ist nicht zu ändern. Diese Welt ist die beste. Gott hat sie einmal geordnet, und was er macht, ist gut, und kann nicht geändert werden. Die Welt, sollte sie das seyn, was sie ist, konnte ohne sieche Menschen nicht seyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß sein Uebel ein unvermeidliches Elend ist? Leidet der weniger, der da weiß, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Gesundheit geben wird: so wird er die größten Schmerzen mit einer gewissen Freudigkeit des Geistes ertragen. Das Gefühl der Hoffnung macht den Geist munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich so rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hoffnung angefüllet ist. Man nehme tausend Exempel

zu Hilfe: so wird sich bey allen zeigen lassen, daß derjenige am sichersten und kräftigsten tröstet, der die sicherste und stärkste Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hoffnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft ist. Trösten wird also überhaupt so viel seyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erwecken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieses seine Richtigkeit hat: so wird sichs von sich selber geben, daß dieses die besten Trostgründe sind, die uns die stärkste und meiste Hoffnung, glücklich zu werden, einflößen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig, und auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet seyn, sonst wird sie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das sie mir verspricht, muß entweder eben das seyn, was ich mir wünsche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch größer seyn. Alle diejenigen Trostgründe, die zu diesem Zwecke nicht geschickt sind, verdienen den Namen der wahren Tröstungen nicht. Es wird sich nunmehr leicht zeigen lassen, daß die Religion allein die wahren und besten Trostgründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philosophie erreichet das Große und Erhabene nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieses behaupte: so sehe ich verschiedene Gattungen von Widersachern wider mich aufstehen. Einige, denen alles verächtlich

lich und zuwider ist, was aus der Religion kömmt, werden diesen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andre, welche die Religion eben nicht hassen, aber auch zugleich die Vernunft nicht sowohl wegen ihrer Stärke lieben, sondern weil sie unserm Stolze zu Hilfe kömmt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Kosten der Vernunft erhübe. Andre, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheimen Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit lassen, werden mir sagen, daß sie die Kraft derselben, uns zu trösten, nicht leugneten, aber daß sie so unglücklich wären, sie nicht zu fühlen.

Ich will diesen dreyen so gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einsicht, oder aus Begierde, sich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meynung zufrieden seyn, daß ihre Wahrheiten am geschicktesten sind, einen siechen Menschen aufzurichten. Er lacht über unsern Unverstand und heißt uns blödsinnig, wenn er auf die Beweise für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich schmeichle mir gar nicht, daß ich solche starke Geister überführen werde. Ich bitte sie nur, mir zu sagen, was in der Art, sich durch die Religion zu trösten, unvernünftiges enthalten ist.

Men-

Mentor mag sein Elend erzählen, und sich nach den Grundsätzen der Religion trösten. Sie sollen zuhören und urtheilen, wider welch Gesetz der Vernunft er verstößt.

Ich bin, fängt Mentor an, seit zehn Jahren eines der elendesten Geschöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt sehe. Mein Leben scheint nichts, als ein beständiger Schmerz zu seyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird, damit ich ihn desto peinlicher fühlen soll. Diese Stunde bin ich gesund, und schöpfe neue Hoffnung zu meiner Genesung. Kaum habe ich etwas Speise oder Trank zu mir genommen, kaum habe ich einen Mund voll frischer Luft geschöpfet; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: so fühle ich schon die entsetzliche Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der größten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beschwerlicher. Ich fürchte zu sterben, und sterbe auf diese Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter ist, ganze Nächte. Alle Hilfsmittel sind zu nichts geschickt, als meinem Uebel, wenn es da ist, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erstickung ungeschickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder einige Tage. Aber ich fühle doch seine Gegen-

wart

wart noch immer. Die Trägheit meines Geistes, die Last meiner erstorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erquickende Speise, und ich zittre dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genusse derselben neue Plagen entstehen werden. Die Einbildung vergrößert meine Furcht, und die Erfahrung stärkt meine Einbildung. Ich will die Düsterheit meines Gemüths zerstreuen. Ich lasse zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit scheint mich zu vergnügen, und eben in dem Augenblicke beleidigt sie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andre vorbringt, mißfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherze zu sagen, oder weil mein unmuthsvoller Geist eben so wenig die Kraft eines sinnreichen Gedankens vertragen kann, als mein Magen die Nahrung einer stärkenden Speise. Kurz, ich wünsche, daß mich meine Freunde verlassen mögen. Und ich mag hinsehen, wo ich will: so sehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniß. Entweder, ich kann die meisten Güter dieses Lebens nicht genießen, oder ich genieße sie mit lauter fürchterlichen Vorstellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnügen meistens mit der Reue und den Schmer-

zen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattinn, die zahlreiche Gesellschaft, ein wohlgeschriebenes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Musik, eine schöne Gegend, ein künstliches Gemälde, die beste Mahlzeit, das geistige Getränke, die Einsamkeit, das traurige Glück der Elenden, alles ist mir entweder zur Last, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Gesundheit macht sie für mich unbrauchbar. So lange man mir diese nicht wiedergeben kann: so sehe ich alles das übrige als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur desto mehr überzeugen soll. Und was habe ich denn nach so vielen Jahren für Hoffnung zur Genesung übrig? Wodurch soll mein erstorbener Körper wieder aufleben? Der Arzt weist mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung sogar meinen letzten Trost, das Denken und Nachsinnen. Bin ich nicht der unglücklichste Mensch? Man biete mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die größten Schmerzen, und sehe keine Hilfe. Womit soll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel des Leibes für kein wahres Uebel halte? Welche Ein-

bildung! Vielleicht damit, daß ich mir vorstelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schicksal etwas unumgänglich nothwendiges ist? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig ist? Warum mußte denn ich unglücklich seyn, und warum wurden andre glücklich? Soll ich mich vielleicht damit trösten, daß es noch unglückseligere Geschöpfe giebt, als ich bin? Elender Trost! Hört mein Verlangen, die Gesundheit zu besitzen, darum auf, weil andre noch ungesünder sind, als ich? Dienet dieses nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht also mein eigner Schmerz noch größer werden, weil es noch größere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man sein Leiden. Und wie erlange ich diese Geduld, wider die alles in mir und außer mir streitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt sich ein andrer hören. Das Schicksal legt dem am meisten auf, der geschickter ist, als andre, vieles zu ertragen. Bedenke deine Größe, und tröste dich damit, daß du größer, als andre bist. Welche Ehre, die sich mein Herz gar nicht wünscht! Soll ich deswegen mein Leiden hochachten, weil es andre nicht würden ertragen können? Ich frage nach der Quelle meines Unglücks, und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schicksal. Welcher fürchterliche Anblick,

der geschickt ist, uns vollends in Verzweiflung zu stürzen! Ich suche Linderung; und man weist mir Personen, die noch elender, als ich sind. Welch ein grausamer Trost! Ich wollte eben wissen, wie mir zu helfen wäre: und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einzige Arzneymittel. Ich suche es, und kann seiner nicht mächtig werden. Welche elende Hilfe! Bin ich nicht eben so unglücklich, als wenn keins vorhanden wäre? Stillt sich mein Durst, wenn man mir sagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich verschlossen ist? Ich will ruhig werden. Man sagt mir, daß ein weiser, ein tugendhafter Mann glücklich sey, es möge ihm gehen, wie es wollte. Dein Körper geht dich nicht selber an. Die Gesundheit ist ein Gut außer dir. Die wahren Güter bestehen in deiner Seele. Diese können dir durch ein sieches Leben von tausend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwohl ist dieser Körper so unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß diese alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieses Band nicht aufheben. Ist es denn für meine Seele nicht besser, wenn mein Körper gesund ist? Wünschet und verlangt sie dieses nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdest die Vollkommenheit deines Geistes nicht so hoch bringen, wenn du nicht in solchen

Um-

Umständen wärest. Du würdest nicht die erste Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die sie in dir erwecken hülfen. Nehmet diese Dinge weg: so brauche ich jene Hoheit des Geistes nicht. Will man darum jemanden ungesund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausfinden könnte? Deine Einbildung, sagt man, vergrößert dein Unglück. Sie stellt dir dein Uebel eher vor, als es zugegen ist, und quäle dich mit der Furcht. Sie stellt dir dein Unglück größer vor, als es ist, und bringt dich vollends um alle Gelassenheit. Was nützt mir dieser Rath? Ein großer Theil meines Uebels soll in meiner Einbildung bestehen. Wie kann ich dieses glauben, da ich das Uebel wirklich so groß fühle, als ich mirs vorstelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergrößert. Ich will sie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächst mit meinem Uebel, und ist eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich seiner zu erwehren?

Mentor hat uns sein Elend beschrieben. Es ist groß, und wir können es nicht leugnen, daß es nicht viele solcher Geplagten giebt. Er hat recht, sich zu beklagen. Denn, wer kann ein Mensch, und doch zugleich ruhig seyn, wenn er das größte und liebste Gut entbehrt, und dafür

das größte Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er sucht Trost bey der Vernunft, bey den Weisen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorschläge. Er braucht ihre Trostgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbarung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er stellt sich verschiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewisse Beruhigung darinnen. Er wiederholt dieses Geschäffte einige Zeit, und führet sich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den bösen einen Beystand leisten soll. Er kömmt immer zu einer lebhaftern Ueberzeugung, und schmeckt endlich eine gewisse Beruhigung, die, wie er sagt, ihm sein Leiden versüssen hülfe. Er gesteht, daß er sie nicht immer gleich stark fühle, aber daß sie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er sie durch Vorstellungen wieder erwecken könne, wenn sie abgenommen. Er zeigt äußerlich eine größere Gelassenheit als sonst, und sagt, daß er dieses der Religion zu danken habe. Was habe ich für Ursache, ein Mißtrauen in seine Aufrichtigkeit zu setzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er sich tröstete. Er antwortet mir, daß er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in seinem Verstande aussähe, wenn er sich durch die Religion aufrichtete. Ich sollte nicht glauben, daß er sich die Wahrheiten allemal

in der Ordnung, und in dem Zusammenhange vorhielte, wie er mir sie sagte. Nein, er dürfte sich oft nur eines Stücks von seinem Lehrgebäude erinnern, so fühle er schon die Kraft des ganzen Beweises.

Ich habe, fährt er fort, etwan so angefangen zu urtheilen: Gott, du bist das gütigste, das liebreichste Wesen, das sich nur denken läßt. Die Vernunft und die Offenbarung sagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geschöpfe nichts gedient seyn. Du mußt vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Großmuth selbst bist. Dich hält nichts auf, die Schlüsse deiner Liebe zu vollziehen. Du bist der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kann. Gleichwohl erdulde ich die größten Schmerzen, und mein Leben ist seit so vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du siehst mein Leiden, und hilfst mir nicht. Ich untersuche mein Herz, und finde den Vorwurf nicht, daß ich mirs selbst durch Laster zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, das weißt du. Ich schließe, daß es deine Schickung sey, daß ich so viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weisen Absichten in ihrem Umfange einzusehen. Allein ich sehe doch so viel, daß du nichts wollen und zulassen kannst, als was das Glück deiner vernünftigen Geschöpfe befördert. Mein sieches Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt andrer dienen, oder

beydes befördern sollen. Du hast meinen Geist mit einem schmerzhaften Leibe verbunden, und hast mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu seyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt sehe, so streitet das erste wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Gesundheit hier glücklich seyn? Aber ist dieses Leben, ist dieser mein Körper, ist diese Welt das einzige, wozu ich geschaffen bin? Mein unsterblicher Geist ist einer ewigen Glückseligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorsam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieses Glück muß ich sehen, wenn ich deine Absichten erreichen will. Du kannst mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, sondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weiß ich gewiß. Sie müssen also, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, ansehe, zu meinem ewigen Heile dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorsam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Gesundheit hinderlich an der Tugend gewesen seyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umständen leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beschaffenheit so sinnlich, so empfindlich gegen die äußerlichen Dinge, daß ich nie zu einer rechten Erkenntniß der Wahrheit gelangt

seyn

seyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hättest, die Güter zu genießen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verloren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geistes nicht durch einen schweren Körper gehemmt worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äußerlichen Gütern wohl gemäßigt haben, wenn ich den vollkommnen Gebrauch der Gesundheit genossen hätte? Du kanntest den Bau meines Körpers, und die Beschaffenheit meiner Seele. Du sahest, daß die Gesundheit, die andern ein nützliches Gut ist, mich an der Tugend hindern würde. Du beschlossest daher, mir ein geringes Gut zu entziehen, weil es mit meiner ewigen Wohlfahrt stritt. Kann ich mich wohl mit Recht über dein Verfahren beschweren? Darf ich ohne Verwägenheit wohl fragen, warum bekam ich insbesondre die Beschaffenheit des Leibes und Gemüths, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Besitze der Gesundheit die Tugend leichter aus den Augen gesetzt hätte? Oder warum liessest du mich nicht den andern werden, der hier gesund, und doch auch ewig glücklich ist? Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Bist du nicht der Herr, der thun kann, was ihm wohlgefällt? Bist du nicht weise und gerecht in allen deinen Wegen? Hättest du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geschöpfe aufheben müssen,

wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch seine eigne Unvorsichtigkeit hätte siech werden sollen? Genug, wenn du uns allemal in die äußerlichen Umstände gesetzt hast, die für das Glück unsrer Seele die besten waren. Nichts läßt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort sagt, befiehlt mir dieses zu glauben. Wenn ich also sicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übles Verhalten vergrößert habe: so ist es keine Strafe, sondern ein weises, obgleich bittres Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die so groß ist! Habe ich nicht Ursache zufrieden zu seyn, wenn du alles so mit mir schickest, daß ich den Zweck, warum ich geschaffen bin, desto gewisser erhalte? daß ich meinen Geist unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entspringt unsre meiste Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieses und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes ist eins. Und wenn wir wissen wollen, wie glücklich oder elend wir sind: so sehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf diese Art die ungerechtesten Klagen wider dich ausschütten, wenn es uns hier nicht so geht, wie es unser Herz wünscht? Und wer heißt uns diese beyden Dinge trennen? Hast du nicht gesagt, daß denen, die tugendhaft sind, die dich lieben, die sich

auf-

aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zum besten dienen soll? Kann dieses etwas anders heissen, als daß du ihnen nichts willst wiederfahren lassen, was nicht zu ihrem ewigen Glücke dienet? Herr, ich verehre deine weise Vorsehung. Du handelst als ein Vater. Du züchtigest uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, sondern Traurigkeit zu seyn, aber darnach giebt sie eine friedsame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübt sind. Was ist es, zwanzig, dreyßig Jahre ein schmerzhaftes Leben führen, wenn man dabey gewiß seyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Besitze der reinsten Wollust zubringen wird? Mein Leiden ist groß, aber wie gering ist es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdient habe, die du mir aus blosser Großmuth durch den Erlöser der Welt schenkest? So ist es denn gewiß, daß ich ewig glückselig bin? Ich fühle eine Versicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet ist. Ich fühle die angenehmste Hoffnung. Ich schmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr so ängstigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib ansehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheissung. Ist der

Allmächtige mein Freund, wie kann ich elend seyn! Wäre er nicht meine Hilfe, was würde mir die Gesundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieser Hoffnung, die du in meiner Seele stärkest, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich weit. Wie viele ängstliche Sorgen für meine Gesundheit, für die Erhaltung meines Lebens, werde ich mir künftig ersparen! Du bist bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich, denn der Herr sorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, so bin ich glücklich.

Der Religionsspötter zeige mir das Unvernünftige in diesem Troste. Ist es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu besiegen? Und ist es unmöglich, zu dieser Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das Letzte, so frage ich ihn, ob er es versucht hat. Spricht er nein; wie kann er es leugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewissen Weins in dieser oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umständen gebraucht habe? Spricht er, er hätte sich mit der Religion trösten wollen, und keine Hilfe bey ihr gefunden: so entsteht die Frage, ob die Schuld an der Kraft

der

der Religion liegt, oder an ihm? Ich behaupte das Letzte. Allein, es ist hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Religion denken, was er will. Ihn von seinem Unrecht zu überführen, will ich sogar annehmen, daß sich der irre, der sie für göttlich hält. Nun frage ich ihn, wenn dieser Irrthum gleichwohl so viel Gewalt über unser Herz hat, daß es uns beruhigen kann, ob dieser Irrthum nicht viel kostbarer ist, als seine Vernunft. Mentor hat sich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm ist, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteste Wahrheit, die nichts so angenehmes für uns hat. Wäre also die Religion nichts, als ein verdeckter Irrthum: so sehe ich doch nichts unvernünftiges bey dem, der sich damit trösten kann. Er schadet sich durch diesen Trost nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr seyn. Er gewinnt in diesem Leben eine Ruhe des Herzens durch sie, wenn sie auch falsch ist. Er gewinnt mehr durch diesen Irrthum, als durch des Spötters Wahrheit. Ist Mentor nun wohl unvernünftig zu heissen? Und müßte die Religion nicht schon einer großen Hochachtung werth seyn, wenn sie auch eine menschliche Erfindung wäre, da sie uns solche vortreffliche Dienste thut? Höre ich mit diesem Leben auf: so habe ich mich hier doch beruhiget. Und

wenn ich nicht mehr bin, so kann mir meine vergebliche Hoffnung auch nicht schaden. Eben so, wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen sollte, nicht wird unwillig werden können, daß sein Vergnügen ein Betrug gewesen ist. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich ist, was mir die Religion verspricht: (und wie könnte er dieses?) so bin ich klüger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu Nutze mache, die mir den größten Vortheil bringt, wenn sie wahr seyn sollte, und doch auch einen großen Nutzen schafft, wenn sie gleich nicht wahr ist. Will er leugnen, daß wir jemals durch die Religion zu so einer Ueberzeugung, zu so einer empfindlichen Hoffnung, zu so einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: so frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung absprechen will, die ich empfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihrer Würde lassen, und doch glauben, daß die Trostgründe der Vernunft schon geschickt sind, einen recht siechen Menschen in seinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weiß die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbarung sind, und weiß sie solche, mit so vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbarung? Man behaupte das erste oder andere, so macht man die Religion zu einer überflüßigen Sache. Da sie aber ihre Göttlichkeit

zu-

zugeben: so können sie dieses nicht annehmen, und also müssen sie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für sich die starken Trostgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigsten von denen, die der Vernunft so viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie setzen immer die Vernunft voraus, wie sie in uns durch den Unterricht von der Religion von Jugend auf ist gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in diesem oder in jenem Falle einzusehen? so trennt man die Wahrheiten seiner christlichen Vernunft auf eine unbehutsame Weise von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir schließen diese meistens in die Gränzen der geoffenbarten Geheimnisse ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir sowohl seines Umfangs als seiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein so müssen wir die Kräfte der Vernunft nicht untersuchen. Wir müssen ihr Vermögen bey denenjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneka, und andre große Vernunftweisen eben so hohe und eben so gewisse Trostgründe darstellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: so hat es mit der Stärke der Vernunft seine Richtigkeit. Aber wer kann dieses behaupten, wenn man beyder Schriften auch nur obenhin mit ein-

ander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn sie von der Unsterblichkeit der Seele einen Ausspruch thun soll! Wie viele Uneinigkeit trifft man in den Beschreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zustande, der seiner natürlichen Gemüthsbeschaffenheit am vortheilhaftesten ist. Die größten Weisen haben immer die Unsterblichkeit der Seelen mehr gewünscht, als erwiesen. Und sähe es mit der Gewißheit mit solchen Trostgründen in den Köpfen der tiefsinnigsten Männer nicht besser aus; was wird die Vernunft bey den meisten ausrichten, die ihren Verstand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wissen? Kann niemand leugnen, daß uns die Religion größere Güter verheißt, als die Vernunft: daß sie uns endlich zu einer stärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieses nicht leugnen; so ist es erwiesen, daß die Religion die einzigen und wahren Trostgründe an die Hand giebt, weil sie, wie wir oben erinnert haben, die stärkste und lebendigste Hoffnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unsern Leiden entgegen setzen, und uns auf solche Art trösten. Wenn ich den Seneka sagen höre, daß niemand von seinem Posten ohne den Wink des höchsten Befehlshabers gehen, daß sich niemand das Leben selber nehmen soll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher,

wenn

wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Trost übrig hätte, sich das schmerzhafte Leben selber zu verkürzen: so kann ich mir von seiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von seinen Wahrheiten hat, keinen großen Begriff machen. Ist die Glückseligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften: wie kann der tugendhaft seyn, der ungehorsam ist, der wider den Befehl seines Obern handelt? Dieses giebt Seneka selbst zu. Und hat er den Trost nicht in sich, daß er tugendhaft ist, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Ist die Glückseligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann sie der, der sich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was ist denn für ein Trost in der Tugend? Hat das Laster nicht eben so viel Hoffnung für sich? Ich will durch dieses alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß sie nicht so weit und so deutlich sieht, als die Offenbarung, als in so weit sie es leugnen. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weisen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen können. Ich sage nur, daß ein Mensch, der die Religion weiß, nie einen wahren und dauerhaften Trost schmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröste sich mit der Vernunft, so gut er will: so wird er kaum

den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneka genossen. Sie wußten kein ander Licht, und in so weit konnten sie ruhig seyn. Der Christ hat noch ein anders, und muß sich das eine Auge verbinden, um dieses Licht nicht zu sehen. Er muß sich zwingen, es für falsch oder überflüßig zu halten, damit er dem Ansehen seiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege stehen, daß er mit seiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten seyn könne. In so weit glaube ich, daß ein Christ von der bloßen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Trostgründe der Religion herzlich gern für größer und stärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur sagen, daß sie ihre Kraft nicht so empfinden, daß sie zu einer wahren Beruhigung kämen, scheinen mehr einen Unterricht, als eine Widerlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umständen richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können, genauer auseinander setzen, und ihre Gränzen bestimmen.

Vor allen Dingen, was verstehen sie unter der Beruhigung, die sie hoffen? Meynen sie eine vollkommene Ruhe des Geistes, eine beständige

dige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß ist, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geschwächt wird? Wollen sie diese von der Religion haben: so verlangen sie eben so viel, als wenn sie begehrten, daß sie die Religion zu andern Geschöpfen machen sollte. Der Trost der Schrift verringert an und für sich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden, wird uns allemal, so lange wir Menschen sind, beschwerlich seyn. Diese bleiben wir, auch wenn wir gute Christen sind; und wir werden also bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unlust des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Ursprung und ihre Nahrung nimmt. Wir sagen nur, daß diese Unruhe nicht so hoch anwachsen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geistes, die durch die Trostgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unserm ewigen Glücke besteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir sagen nicht, daß die Unlust unsers Gemüths, wenn sie einmal gewichen ist, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wir sie durch unsre Trostgründe wieder besiegen werden. Wir sagen nicht, daß das Verlangen, gesund zu seyn, in uns ganz ersticken werde. Dieses ist ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, sondern nur mäßigen

will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunst für unsre Erhaltung zu sorgen: so billigt sie auch die Begierde, gesund zu seyn, und folglich wird sie solche nicht auslöschen wollen. Wir sagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt, gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unsterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir sagen nicht, daß wir in siechen Tagen die Furcht und das Schrecken des Todes ganz in uns auslöschen, und bey der Annäherung desselben nicht mehr zittern werden. Diese Größe des Gemüths ist unstreitig nur ein Antheil sehr weniger Menschen, die mit einem hohen Maße des Geistes ausgerüstet sind. Wer also eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geistes, eine beständige Stille unsrer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Gesundheit und andrer zeitlichen Güter gehen, versteht, der hoffet mehr von der Religion, als sie ihm verspricht.

Die Beruhigung in unsern Leiden kömmt aus der Vorstellung der Religionswahrheiten. Je größer und lebendiger unsre Wissenschaft und Ueberzeugung wird, desto mehr wächst die Beruhigung. Allein unsre Vorstellungen des Geistes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollständig. Sie werden durch tausend Dinge in und außer uns geschwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche

eine

eine Wirkung von jenen ist, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben?

Die sich also beschweren, daß sie die Kraft des Religionstrostes nicht genug fühlen, müssen auf diese Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden sie einwenden, wir verlangen keine beständige Zufriedenheit unsers Herzens in unserm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wann fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir diese nie merken, was hilft uns die Religion zu unserm Troste? Wir antworten, das Maß unsrer Beruhigung richtet sich nach unserm Erkenntnisse. Ist es ein Wunder, daß, wo dieses schwach und unzureichend ist, auch jene schwach und unzulänglich bleibt? Viele haben ein geringes, ein seichtes Erkenntniß der Religion. Viele verstehen die wenigen Wahrheiten, die sie aus derselben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben, bey ihrer mittelmäßigen Einsicht in die göttlichen Wahrheiten, einen Zusatz von Irrthümern und falschen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verstickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geist Gottes unser Erkenntniß belebe, und daß wir, bey unsrer unvollkommenen Wissenschaft von der Religion, dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verstandes kommen müßten. Es ist wahr, ein schwaches und kleines Erkenntniß kann von Gott mit einer leben-

digen Ueberzeugung verknüpft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß seyn. Wie kann Gott unsre Vorstellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn sie an und für sich unrichtig sind? Müßte er nicht auf diese Art unsre Irrthümer stärken? Die Wahrheiten der Religionswissenschaft müssen eben sowohl mit dem Verstande gefaßt werden, als die Lehren menschlicher Künste und Wissenschaften. Gott flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er stärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er geht mit uns, wie mit vernünftigen Geschöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er schließt unsre Mühe, unsre Kräfte bey dem Erkenntniß der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beysteht. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Aussprüche der Schrift für die wahre Wissenschaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächtnisse gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verstande geschärft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Namen der Religion wissen, nicht aber die Begriffe, die mit denselben verbunden sind; wenn wir zwar aus der Schrift

sagen

sagen können, daß Gott barmherzig, gütig, weise, gerecht sey, daß Glaube und Liebe uns seiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht sagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in Gott, was bey uns Glaube und Liebe sey, oder wenn wir dieses alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falschen Vorstellungen verknüpft, oder in keinem Zusammenhange wissen; wie wird unsre Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird diese Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachsen, und uns in unsern Leiden beruhigen können? Alles dieses sagt uns so viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Trost aus der Religion schöpfen, nicht an den Gründen, sondern meistens an uns liege. Unsre Unwissenheit in göttlichen Dingen, unser unordentliches Erkenntniß, unsre wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, sind die Ursachen, daß wir ihre Kräfte nicht schmecken. Man bemühe sich also um ein richtiges und vollständiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man suche es immer zu einer größern Deutlichkeit zu bringen, und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorstellungen irdischer Dinge, welche verhindern, daß sich die Gedanken von geistlichen Dingen nie in unserm Verstande recht fest setzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift sorgfältig aus; so werden ihre Trostgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hoffnung

begaben, und unser sieches Leben um ein großes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht sowohl in unserm Verstande, als in unserm Herzen liegen, warum uns die Religion in siechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht so, wie andre, beruhiget. Viele haben sich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derselben erworben; aber es ist unfruchtbar geblieben, es ist nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerstanden, und sich niemals, oder sehr selten nach diesem Erkenntnisse gerichtet haben. Hier müssen wir das zu Hilfe nehmen, was wir oben von den Ursachen eines siechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon sich der eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andre aber sich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewußt ist, werden nicht einerley Beruhigung von den Trostgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem sein Gewissen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geistes gelangen können, welche der andre erhält. Er wird zwar ruhig werden, er wird sich die Verheißungen der Religion von seinem ewigen Glücke zueignen können. Er wird mit dem andern sich durch den Trost aufrichten, daß sein Leiden zur Wohlfahrt seines Geistes abziele, weil er vielleicht ohne dasselbe nie zu einer Kenntniß seiner selbst gelanget seyn

würde.

würde. Aber wird er wohl den Gedanken aus seiner Seele verbannen können, daß er sich seine Schmerzen selbst zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen sich selber eingenommen bleiben? Und wird er also so ruhig werden können, als der andre, der nichts von dieser Unlust empfindet, weil er seine Schmerzen, als eine weise Schickung Gottes, und nicht als eine Strafe ansieht? Unsre bösen Begierden, die wir in siechen Tagen noch in uns ernähren, stehen der Beruhigung unsers Herzens oft so sehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Mensch, der lange Jahre den Lastern gedienet, und sich durch die Zeit die schlimmsten Gewohnheiten im Bösen zuwege gebracht hat, wird zwar von seinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr lasterhaft zu seyn. Aber deswegen sind seine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Lust, sich mit Wein und starkem Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Mensch, der bey einem zwar richtigen Erkenntnisse der Religion doch ein unartiges Herz in seine siechen Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und sinnlichen Dingen sein Glück gesucht hat, wird ungeachtet seiner Wissenschaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gütern des künftigen Lebens einen Geschmack findet. Der schlimmste Peiniger solcher siechen Leute ist die Furcht des Todes. Könnte

man ihnen die Furcht benehmen, daß sie unter zehn Jahren noch nicht sterben würden: so würden sie in ihren Schmerzen sehr gelassen werden. Wie sollen sie aber diese Furcht besiegen? Vielleicht dadurch, daß sie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch sollen sie diese, die uns so natürlich ist, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß sie in dem künftigen Leben unendlich glücklich sind? Und eben diese Gewißheit ist dasjenige, was sie noch nicht haben, was sie schwer, was sie nicht auf einmal, was sie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können sie also in ihrem siechen Zustande eine schleunige, eine recht lebendige Beruhigung fodern? So lange sie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewissen nicht ausmachen; so lange sie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren; so lange werden sie ungeachtet ihres guten Unterrichts, den sie sich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in ihren Leiden die wahre Gelassenheit des Geistes nicht erlangen. Wie glücklich sind diejenigen, die den Unfällen dieses Lebens ein gutes Gewissen entgegen setzen können! Allein wie geringe ist nicht vielleicht die Anzahl solcher Menschen! Und wird also die Zahl der Standhaften und Getrosten unter den Siechen wohl groß seyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen,

fen, wenn wir einen elenden Landmann in seiner finstern Hütte, der nichts mehr weiß, als die nöthigen Hauptstücke der Religion, wenn wir ihn, sage ich, viele Jahre bey den größten Schmerzen des Leibes, und bey einem armseligen Unterhalte gelassen, und mit Gott zufrieden antreffen; und hingegen einen großen Gelehrten bey seiner Gründlichkeit in der Religion, dessen Schmerzen noch lange nicht so groß, als jenes seine sind, verzagt und trostlos unter seinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen stillen und unschuldigen Wandel geführt; dieser hat das Gegentheil gethan.

Außer dem Unterschiede des Erkenntnisses in der Religion, und eines guten Herzens und Gewissens, giebt es noch andre Ursachen, die da machen, daß die Trostgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was sie in dem andern wirken. Ich meyne die besondre Gemüths- und Leibesbeschaffenheit der Menschen, die Verschiedenheit der Krankheiten, mit denen sie geplagt werden, und den Unterschied der äußerlichen Umstände. Wir reden hier blos mit solchen Personen, die nicht Ursache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semnon, beyde wohl unterwiesene und aufrichtige Christen, tragen sich fast seit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beschwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymit-

tel gehoben werden können. So gleich sie sonst einander sind: so ungleich sind sie einander in Ansehung ihrer Gelassenheit. Criton preiset den Herrn unter der Last, die ihn drückt, und wartet mit unerschrocknem Muthe auf die Auflösung seines Leibes. Er braucht wenig Trost. Er wünscht der Schmerzen los zu seyn, aber nur in so weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weise und heilig ordnet. Semnon, der Gott eben so aufrichtig fürchtet, zeiget weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weint, wenn seine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in seinen Nöthen. Er weiß gewiß, daß ihm Gott nicht mehr auflegt, als ein barmherziger Gott thun kann. Er weiß, daß eine unendliche Herrlichkeit seiner wartet. Allein er ist von Natur empfindlicher, und von Natur furchtsamer, als Criton. Er liebt das Leben, weil er die Marter des Todes scheut. Er sieht den Tod als seine Erlösung an; allein sein weiches Herz erzittert vor den Vorboten desselben. Der Anblick eines Sterbenden setzt sein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette seines Freundes noch gesetzt, und kann ihm beystehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich seyn, da beyde von Natur so sehr unterschieden sind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen sollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an

sich

sich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung Gottes, weil er noch klagt und winselt? Er ist bereit, sein Leiden zu tragen, und das Leben aufzugeben. Dieses ist die Kraft der Religion. Er zittert, indem er diese Bereitschaft fühlt. Dieses ist ein Antheil seiner natürlichen Beschaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zwey Helden wagen sich beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhme ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andre sieht bey dem Anblicke der Lorbeern zugleich die blutige Gefahr, in die er sich waget. Er fühlet einen beschwerlichen Widerstand. Allein er streitet bey seinem blassen Gesichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde seine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Siegs beleben?

Setzet man zu der Verschiedenheit der Gemüthsarten noch die Verschiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieser oder jener empfindet; so muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewisse Leibesbeschwerden, welche die Seele mehr angreifen, als andre. Ein elender Hypochondrist, der bey einem bangen Gefühle in seinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit seines Geistes gelangen kann; der sich wider seinen Willen mit traurigen Vorstellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Re-

ligion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein andrer kömmt, der nur an diesem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unsre Lebensgeister wirken, gewaltsam leiden. Es giebt ferner in siechen Stunden so heftige Schmerzen, welche unsre Seele zu gar keiner deutlichen Vorstellung kommen lassen. Wer in diesen Stunden, gegen einen andern siechen Menschen gehalten, trostlos scheint, kann deswegen noch sehr standhaft heissen. Eben so wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen desselben nicht mehr wahrnimmt. Man kann sich solche Fälle leicht selber erdenken.

Auch die äußerlichen Umstände können machen, daß unsre Trostgründe hier mehr, dort weniger Ruhe nach sich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, sondern auch mit Mangel und Dürftigkeit zu streiten hat: wer, weil er siech ist, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll sieht; wer wenig Hilfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit genießt, wenig stärkende Mittel, wenig gute Arzneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bey dem alle diese Dinge nicht sind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn, mit wohlgerathnen Kindern verknüpft ist, wird sich schwerer von der

Liebe

Liebe zum Leben losmachen, und also nicht so bald, oder so sehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden ist.

Indessen kommen doch alle siechen Personen darinnen überein, daß sie die Liebe zum Leben verringern müssen, wenn sie ruhig werden wollen. Sie sehen auf alle gewisse Weise den Tod vor sich, und sie fürchten ihn so lange, als sie zu leben wünschen. Ihre Leibesschmerzen werden durch diese traurige Furcht oft vermehrt, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geistes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzneyen nicht schaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt sich durch nichts anders, als durch die Hoffnung eines viel größern und dauerhaften Guten durch das künftige Leben besiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel ersinnen, als dieses ist, das uns die Offenbarung vorschlägt. Und man entschließe sich kurz, entweder nie ruhig bey seinen Plagen zu werden, oder sich dieses Mittels zu bedienen. Es ist kein andrer Weg, diese Hoffnung entweder zu erhalten, oder, wenn man sie hat, in sich zu verstärken, als der Weg der Religion.

Und ich weiß nicht, wie es möglich ist, daß man sich von der Vortrefflichkeit derselben nicht überzeugen kann, da es an und für sich so leicht ist. Zeigt sie die Mittel, wie man hier ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflichers erdacht werden? Was kann

unsrer

unsrer Liebe, unsrer Hochachtung, unsers Gehorsams würdiger seyn, als eine solche Anweisung, die so genau mit dem Wunsche aller Menschen übereinstimmt?

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hieße, blos um uns empfindlich zu machen: so wäre sie etwas grausames. Allein sie will uns solche nur in so weit benehmen, als sie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müssen sterben, dieses ist gewiß. Wir wollen gern leben, dieses ist eben so gewiß. Beydes steht einander im Wege. Das erste kann nicht geändert werden. Also muß das andre, das Verlangen zum Leben, gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe stehn wollen. Dieses ist die Absicht der Religion. Wie weise führt sie solche aus! Sie zeigt uns, daß dieses flüchtige Leben gar nicht das größte Gut sey, daß noch ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu diesem erweckt sie unsre Hoffnung unter gewissen Bedingungen, und begleitet diese Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geistes, die so gewiß ist, als das Zeugniß der äußerlichen Sinne. Durch diese Hoffnung schwächt sie unsre Liebe zu diesem Leben, und also auch unsre Begierden nach den Gütern, die dieses Leben kostbar machen. Sie benimmt uns tausend nagende Sorgen, tausend unruhige Vorstellungen, tausend vergebliche Bemühungen und Lasten! indem sie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnt uns für diese Einbuße mit

dem

dem Vorschmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert unsre Furcht vor dem Tode, indem sie uns ihn von seiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unsers Glücks vorstellt. Der muß die Natur des menschlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer sich ohne sie einen wahren Trost in den Plagen des menschlichen Lebens versprechen will.

Es ist alles gut, werden viele von den Elenden sagen, wenn wir nur auch diese Hoffnung, diese lebendige Vorstellung der künftigen Glückseligkeit recht in unser Herz bringen könnten. Ist diese Hoffnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und ist der Glaube nicht ein Geschenk Gottes? Ist dieses der ganze Einwurf: so ist er bald gehoben. Gott erweckt, Gott belebt diese Hoffnung in unserm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unsern Willen. So viel ist gewiß, je mehr wir uns bemühen, sie zu überkommen, desto mehr werden wir sie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen seyn lassen, sie in unsre Gewalt zu bringen, desto weniger wird sie uns Gott geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: so können wir nicht zweifeln, daß er bereit sey, uns diese Hoffnung so bald zu schenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürli-

chen Kräfte des Verstandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieser Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch sie uns zu Theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geschenk Gottes ist? Haben wir nicht mit dem liebreichsten, mit dem gerechtesten Wesen zu thun, das von keinen menschlichen Absichten in der Austheilung dieses Geschenks aufgehalten wird, das seine Glückseligkeit darinn sucht, seine Geschöpfe glücklich zu machen, wenn sie nur ihr Glück von seinen Händen annehmen wollen? Dem es keine Mühe kostet, uns dieses Geschenk zu überliefern? Aber ich thue alles, spricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbarung anwenden soll, sich diesen Schatz zu erwerben. Es sind nicht Tage, nicht Monate, es sind Jahre verstrichen, daß ich dieser Beschäfftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Ist kein Betrug in diesem Bekenntnisse: so ist Theokles seiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben so wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächst, ohne daß wir ihren Anwuchs stufenweise merken; aber wenn sie zu der nöthigen Höhe gelanget ist: so werden wir ihre Gegenwart eben so gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme

me der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verspüret haben. Allein, kann mir Gott den Genuß dieser Hoffnung nicht ungeachtet aller meiner Bemühung, aus gerechten Absichten zurück halten? Ja, aber blos deswegen, damit du sie desto höher schätzen, und wenn du sie bekömmst, sie desto sorgfältiger bewahren sollst, je länger und stärker du nach ihr verlanget hast. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt, so kann Gott nichts abhalten, dir sie itzt nicht zu schenken, als seine Güte und dein Glück. Meynt es wohl ein Regent mit seinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erstlich nach einigen Jahren schenkt, weil er zum Voraus sieht, daß er, wenn er die Knechtschaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit mit Verlust seines Lebens mißbrauchen würde? Aber wo weiß ich denn, ob ich mich zu dieser Hoffnung nicht selbst durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht schon zu spät ist, sie zu überkommen? Ob Gott noch bereit ist, sie mir zu schenken? Ich antworte, aus eben den Unruhen kannst du es wissen, die du fühlest, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du mußt erst unruhig werden, ehe du ruhig seyn kannst. Und wenn diese Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden ist, alles das zu thun, was die Religion gebeut; so ist sie keine Wirkung des

natürlichen Triebes, glücklich zu seyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äußerlich guten Thaten antreiben kann, sondern eine Frucht der Religion, und also ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes stärker von dir gefühlt werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem siechen Leben das thun, was die Religion gebeut? Gehört zu der Ausübung solcher heiligen Pflichten nicht ein heiterer und unbeschwerter Geist, und ein gesunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich also durch meine Tugend meine Hoffnung stärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich andern nützlich seyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Last bin? Ist deine verdorbene Gesundheit keine Folge deiner Vergehungen: so ist dieser Einwurf schwach. Es ist eben so viel, als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fodern, als diese Kräfte verlangen. Man wende sie nur aufrichtig an: so kann man so tugendhaft seyn, als ein Gesunder. Niemand ist so siech, daß er nicht gewisse Stunden und Tage frey von seiner Plage wäre. Man gebrauche diese Stunden zu seinem und andrer Besten: so wird man die heiligsten Pflichten noch ausüben können. Das sind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Au-

gen fallen, und die Mühe verrathen, die sie gekostet haben. Man kann großen Bedienungen mit aller Sorgfalt vorstehen; man kann den Freunden, dem Nächsten, der Republik große Dienste, und doch in der That nichts thun, als seiner Ehrbegierde, seiner Geldsucht, und seinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menschen, die nützlichsten Geschäffte vornehmen, und die edelste Tugend ausüben, ob man gleich nach der Sprache der Welt, unnütze und müßig zu seyn scheint. Ein siecher Mensch mag auf sich oder andre sehen: so wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er seinen Verstand, will er seinen Willen verbessern: so wird er sich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Lesen guter Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, sich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns so vielen unnöthigen Schweiß auspressen, so viel schlaflose Nächte kosten, so viele unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn sie eine befriedigt haben? Und wer kann sein wahres Glück besser befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man seinen Geist nicht über die sichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen gesund ist? Kann man sich keine hohen Bilder von der Größe des Schöpfers, von der

Liebe des Erlösers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden. Hat ein Siecher in seinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unversöhnlichkeit, kein mürrisches und unfreundliches Wesen zu bestreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden, der Geduld und Gelassenheit? Kann er nicht noch keusch, nicht noch mäßig, nicht noch demüthig seyn? Kann er das Vertrauen auf die Hilfe der Allmacht nicht in sich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller Tugenden, nicht in sich verstärken? Und wenn er alles dieses kann, wird er wohl vergebens, auch in Ansehung andrer Menschen, leben? Wird er sie nicht schon durch sein Beyspiel unterrichten und verbessern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernsthaften Betrachtung kommen, wenn sie nicht seine Geduld sähen, und nicht bey seinem Elende an die Ankunft ihres eignen dächten? Kann ich, wenn ich siech bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie sie ihre innerliche und äußerliche Wohlfahrt befestigen sollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen seyn lassen? Und leiste ich der Republik keinen wichtigen Dienst, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derselben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können,

wenn

wenn man nützliche Thaten verrichten will? Wie viel Pflichten giebt es in unsern Häusern, die wir als Väter, als Lehrer, als Anverwandte, als Menschenfreunde ausüben können, wenn gleich unsre Gesundheit nicht die beste ist? Und wer wird mehr Eifer zu diesen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorboten des Todes oft erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuschieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anstalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Ansehen, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter manches Elenden machen? Wie kann man sich also beklagen, daß man bey dem Verluste der Gesundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu stiften, oder Tugenden auszuüben? Man sorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und selbst durch unsern gelassenen und freudigen Tod werden wir uns die Umstehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernst an dieses wichtige Geschäffte zu denken. Wer also in seinen gesunden Tagen nachläßig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit, das Versäumte auf andre Weise gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt

hat, ehe er siech geworden ist, wird nicht verhindert, es so gut zu seyn, als ein Kranker es seyn kann. Will man nun seine Hoffnung, seine Freudigkeit, seine Gelassenheit stärken: so ist keine bessere Nahrung dazu, als die Ausübung der Tugend, die, wenn sie mit redlicher Absicht erfüllt wird, etwas süßes in unserm Herzen zurück läßt, das sich mit der Hoffnung der künftigen Glückseligkeit vortrefflich vereiniget. Und niemand mache sich die Rechnung auf diese Beruhigung, der den Rath der Religion in seinen siechen Tagen nicht hört. Wie glücklich sind endlich diejenigen, die sich bey gesunden Jahren schon um die Ruhe des Geistes bemühen, die ihnen unentbehrlich ist, wenn sie um das liebste Gut der Welt, um ihre Gesundheit, kommen sollten!

Briefe,

nebst einer

Praktischen Abhandlung,

von dem

guten Geschmacke in Briefen,

von

C. F. Gellert.

WIEN,

gedruckt bey Joh. Thomas Edl. von Trattnern,
kaiserl. königl. Hofbuchdruckern und Buchhändlern.

1773.

Vorrede.

Wenn auch meine Leser mit diesen Briefen nicht ganz zufrieden seyn sollten: so wird ihnen doch die Absicht nicht mißfallen können, die ich dadurch zu erreichen wünsche; nämlich junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern, und andern, wenn es möglich wäre, das Vorurtheil zu benehmen, als

ob unsre Sprache zu den Gedanken der Höflichkeit, des Wohlstandes, des Scherzes, und zu andern zarten Empfindungen nicht biegsam und geschmeidig genug sey. Ich halte es für nothwendig, wenn man Briefe in dieser Absicht heraus geben will, daß man solche wähle, die man wirklich an gewisse Personen geschrieben hat; und zwar, ohne daß man daran gedacht, sie jemals in den Druck zu geben. Sie werden im ersten Falle lebhafter, bestimmter, und eben dadurch brauchbarer: im andern Falle freyer, unstudierter, und eben dadurch angenehmer werden. Die gegenwärtigen Briefe haben das Verdienst, an wirkliche Personen, und ohne alle Absicht des Drucks, geschrieben zu seyn. Wollte der Himmel, daß sie auch eben so gewiß das größte hätten, nämlich: daß sie in ihrer Art gut wären!

So überzeugt ich indessen bin, daß man durch wirklich geschriebene Briefe die Absicht erreichen könne, die ich mir vorgesetzt habe: so finden sich doch verschiedene Ursachen, welche die Ausführung

die-

dieser Absicht schwer machen, und die mich die Erfahrung zu meinem Verdrusse gelehrt hat. Bald verliert der Leser, bald der Verfasser des Briefs, bald die Person, an die er geschrieben ist; bald verlieren alle drey zugleich, bald noch viele andere Personen, deren darinnen erwähnet wird, wenn man solche Briefe dem Druck überlassen will. Ich habe oft die angenehmsten und natürlichsten Briefe von andern in den Händen gehabt. Ich wünschte in der Hitze, daß sie schon gedruckt seyn möchten; und kaum setzte ich mich an die Stelle der Leser: so sah ich, daß diese so schönen Briefe bald Räthsel, bald Nachrichten waren, an denen man keinen Theil nahm. Der Leser hätte den Verfasser, er hätte diesen und jenen Freund, diesen und jenen Umstand, der oft zehn andere Umstände zu Gefährten hatte, kennen müßen, wenn er alles das Aufgeweckte, das Boshafte in dem Briefe, hätte nothwendig finden und fühlen sollen. Was helfen der Welt dergleichen verschloßne Schönheiten? Wenn es Briefe an eine einzige Person sind; so wird

man freylich nach und nach mit ihren Umständen bekannt; allein dergleichen Briefe haben für die Leser eine andere Unbequemlichkeit, nämlich das Gleichförmige; und endlich kommen doch noch solche Hausumstände vor, bey denen die Noten, die zu ihrem völligen Verstande nöthig wären, mehr Raum einnehmen würden, als der Text an sich selber.

Doch alles dieses ist noch wenig. Wie viele unschuldige Kleinigkeiten finden sich nicht in Briefen, die man die Welt nicht gern will wissen lassen, und die man sie aus Bescheidenheit auch oft nicht soll wissen lassen, wenn sie uns und andre kennt! Man kann in seinen Briefen, als Freund, als Anverwandter, als Liebhaber oft sehr lebhafte Dinge sagen, sehr richtige Anspielungen, sehr feine Satyren machen; und eben diese Einfälle, die unter vier oder wenig Augen schön und wohl vorgebracht waren, verlieren ihren Werth, wenn sie der Welt vorgelegt werden, und den Namen desjenigen an der Stirne führen, der sie geschrieben hat; zumal, wenn er noch lebt. Die Welt

denkt alsdann nicht an den Freund, nicht den Vertrauten, nicht den Scherzhaften bey dieser oder jener Gelegenheit, wo der Scherz eine Tugend war; nicht den Mann, der sich, indem er schrieb, einmal zerstreuen wollte; der mit seinem besten Freunde, oder mit seiner Freundinn, zum Vergnügen redete; der sich mit Fleiß vergaß, und eben daher schön redete: sondern sie denkt den und den Mann, der diese oder jene Bedienung, dieses oder jenes ernsthafte Amt, diese oder jene Jahre hat; sie denkt seine Geschäffte, seine Schriften, seine Freunde, sein Glück oder Unglück dabey. Sein Gedanke verlieret alsdann oft, wenn sie den Mann kennt, weil sie Umstände dazu bringt, die sie vergessen sollte. Er verliert aber auch oft von einer andern Seite, wenn sie ihn nicht kennt, weil ihre Umstände verborgen sind, ohne welche der Einfall, wo nicht ganz unverständlich wird, doch wenigstens die Hälfte seiner Anmuth verliert. Man schreibe endlich als ein Gönner, als ein Klient, als ein

Rathgeber, als ein Dankbarer; es mischen sich stets gewisse Umstände mit ein, die wir nicht wollen bekannt werden lassen. Und wer ist gleichwohl ein getreuerer Verräther, als ein Brief? Streicht man bey dem Drucke solche Umstände weg: so geht es gemeiniglich den Briefen, wie allen wohl verbundnen Dingen, denen man einen Theil entzieht. Sie passen übel zusammen; und wenn dieß nicht ist: so haben sie doch eine Schönheit weniger. Schade genug!

Die Personen, an die man schreibt, und von denen man in den Briefen redet, verursachen in Ansehung des Drucks eben diese Schwierigkeiten. Man darf zuweilen einen gewissen Umstand nicht bekannt machen, oder man kann ihn beynahe nicht erklären; und gleichwohl ist oft der ganze Brief, oder sein größtes Verdienst auf diesen Umstand gegründet. Also fallen dergleichen Briefe, wenn man sich zum Drucke entschließt, wieder weg. Ferner giebt es gewisse Briefe, die zwar alle Welt würde lesen

dür=

dürfen, und, wenn sie solche nur lesen möchte, auch würde verstehen können. Aber der Inhalt ist so geringe, so unansehnlich, so persönlich, so familienmäßig, daß man keinen Theil daran nehmen kann. Und so gut dergleichen Briefe in ihrer Art sind; so ist man ihrer vielleicht bey dem dritten schon müde, und niemand verlanget solche Exempel, als diejenigen Leser, die sie am wenigsten zu gebrauchen wissen; das ist, die gar nicht schreiben sollten.

Endlich sind Briefe, als gedruckte Briefe, oft deswegen nicht mehr schön, weil der Leser das besondre Verhältniß, das zwischen mir und der Person ist, an die ich schreibe, nicht weiß, und also die größte Tugend, den Wohlstand des Briefs, nicht wahrnehmen, und empfinden kann. Es ist in diesem Falle nicht allemal genug, daß man zum Exempel weiß, daß der andre mein Gönner ist. Man sollte das besondre Verhältniß zwischen ihm und mir, man sollte seinen und meinen Charakter, und zwar

in diesen oder jenen Umständen und Aussichten wissen, wenn man von der Güte, oder dem Fehler des Briefs recht vollkommen urtheilen wollte.

Ich habe mich in dieses Schicksal bey dem Drucke der gegenwärtigen Briefe so gut zu schicken gesucht, als es möglich gewesen ist. Ich habe aus vielen nur wenige, nur solche ausgelesen, die nach meinen Gedanken ohne die Gefahr eines Mißverstandes gedruckt, ohne Mühe und Dunkelheit gelesen, und ohne ein Tagregister gewisser Hausangelegenheiten verstanden, und geprüft werden könnten.

Wenn einige so glücklich sind, dem Leser zu gefallen: so ist er den Dank nicht sowohl mir, als einer guten Freundinn schuldig; nicht deswegen, weil sie mich zum Drucke verführet hat; sondern weil ich diese Briefe ohne sie größtentheils gar nicht haben würde. Sie hatte sonst den kleinen Fehler, daß sie mich gern las, und meinen Urtheilen glaubte. Sie wies mir im Anfange ihre

Brie-

Briefe, und ich versprach ihr, sie die meinigen, so viel ich ihrer schriebe, und so oft es die Zeit erlaubte, wieder lesen zu lassen. Sie hat sie bey dieser Gelegenheit oft abgeschrieben, wenn sie ihr gefallen haben; und die Briefe an sie selbst machen auch keinen geringen Theil von den gegenwärtigen aus.

Da ich in meinem Leben fast keinen Brief concipiret habe, noch so stolz gewesen bin, meine Briefe des Abschreibens werth zu achten: so schien es mir nöthig, diesen historischen Umstand anzuführen. Und da ich zugleich den Leser versichert habe, daß dieses nicht erdichtete, noch zum Druck geschriebene Briefe sind: so habe ichs gar für meine Schuldigkeit gehalten; diese Anekdote zu erzählen, und mich lieber einer kleinen Eitelkeit, wenn einmal eins seyn muß, als einer Unwahrheit verdächtig zu machen.

Diejenigen, welchen der Name und die Titulatur an einem Briefe das merkwürdigste sind, werden unzufrieden seyn,

daß

daß ich beydes die meistenmale weggelassen habe. Ich gebe auch gern zu, daß unsre Neubegierde bey gewissen Briefen etwas entbehrt, wenn sie die Namen der Personen, an welche sie geschrieben sind, und ihren Aufenthalt, nicht findet. Allein würde ich nicht diesen oder jenen beleidiget haben, wenn ich seinen ganzen Namen hätte hinsetzen wollen? Würde es nicht gelassen haben, als ob ich meine Bekanntschaft mit ihm der ganzen Welt erzählen wollte? Und was die Titulaturn anlangt; wer weiß sie nicht? Und in welchem Briefsteller findet man sie nicht? Ich habe über dieses die Erlaubniß, oder das Recht gehabt zuweilen nur kurze, zuweilen gar keine, als vertraute Titel, zu gebrauchen. Das letzte wird man leicht aus der Sprache des Briefs selbst schließen können. Ein guter Freund, dem ich diese Briefe zeigte, fragte mich, ob man den vertraulichen Scherz nicht übel auslegen würde, der dann und wann darinnen vorkäme. Ich habe ihm geant-

wor-

wortet, die Welt aus unsern Zeiten wäre viel zu fein und zu gerecht, als daß man sie erst erinnern müßte, aus welchem Gesichtspunkte ein Scherz zu beurtheilen, oder zu vergeben wäre. Gesetzt, daß diese Antwort nicht durchgängig hinreichend seyn sollte: so ist sie doch der Ehrerbietung und dem Vertrauen, das ein jeder Scribent der Welt schuldig ist, vollkommen gemäß.

Die Gedanken von Briefen habe ich blos jungen Leuten zum Dienste niedergeschrieben. Es ist wahr, daß in der Schreibart auch die besten Regeln immer noch eine unzulängliche Landkarte sind; aber es läßt sich doch mit einer unvollkommnen Karte besser reisen, als mit gar keiner; und was ist zu thun, wenn keine zulängliche möglich ist? Ich hoffe auch gar nicht, daß meine Leser stets mit meiner Meynung übereinstimmen werden. Nein! Es geht mit unsern Urtheilen, spricht Pope, wie mit unsern Uhren. Keine geht mit der an-

dern vollkommen gleich und jeder glaubt doch der seinigen:

Tis with our Judgments as our Watehes, none
Go just alike, yet each believes his own.

Ich weiß nichts mehr zu sagen, als daß ich vielleicht schon zu viel gesagt habe. Leipzig im Aprilmonate 1751.

Prak=

Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen.

Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundsätze der Beredtsamkeit zu Hilfe nehmen, so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fodern, leicht entwerfen können. Wenn man sich endlich gute Beyspiele vorlegt, untersucht, warum sie schön sind, und sich be-

bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden; so wird man nicht allein seine Regeln vollständiger, sondern auch seinen Geschmack im Schreiben gewisser machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: so ist es sehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unsere Empfindung sagt sie uns, und ein geschwindes Urtheil des Verstandes, das sich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt sich in unsere Empfindung, ohne daß wir es allemal wissen. Wir wollen uns dieser Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Absicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredtsamkeit aufsuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Quintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehen anführen werden.

Das erste, was bey einem Briefe einfällt, ist dieses, daß er die Stelle eines Gesprächs vertrit. Dieser Begriff

griff

griff ist vielleicht der sicherste. Ein Brief ist kein ordentliches Gespräch; es wird also in einem Briefe nicht alles erlaubt seyn, was im Umgange erlaubt ist. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deswegen muß er sich der Art zu denken, und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart*. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs. Wenn ich zum Exempel an einen großen Herrn schreibe, und ihn um etwas bitte: so kann und darf ich zwar nicht ganz so reden, als wenn ich vor ihm stünde. Allein man fasse einmal diese Bitte in einer prächtigen, oder in einer kanzleyförmigen Schreibart ab; so werden tausend Leute sagen, daß der Brief nicht natürlich ist, und bald mit der Antwort fertig seyn, daß man im gemeinen Leben nicht so zu reden pflegt. Der Anfang von diesem Briefe mag so heißen:

Gnä-

* Qualis sermo meus esset, si vna sederemus, aut ambularemus, illaboratus & facilis: tales esse epistolas meas volo, quæ nihil habeant accersitum nec fictum, *Seneca* ad *Lucil.* epist. LXXV.

Gnädiger Herr!

Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daß Ew. Hochwohlgebohrnen einen Sekretarius bedürftig sind, und ich mich zu sothaner Bedienung seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst geschickt gemacht habe rc.

Ein Frauenzimmer von gesundem Geschmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunst bekannt ist, wird das Unnatürliche in diesem Briefe leicht fühlen. Man redt nicht so; das wird ihre Kritik seyn. Und was ist wahrer? Wann verbindet man zween leicht zu verstehende Sätze durch ein Nachdem und So? Die Schreibart wird strotzend. Wann sagt man im gemeinen Leben: "Nachdem ich heute viermal vergebens bey ihnen gewesen bin, so will ich mir die Freyheit nehmen --? Die Redensart, in Erfahrung bringen, ist der Sache gar nicht gemäß. Sie bringt uns auf die Gedanken, daß sehr mühsame Nachforschungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem solchen Eingange nicht die wich-

wichtigsten Entdeckungen vermuthen? Und es ist weiter nichts, als daß der Herr einen Sekretair braucht. Wer wird zu einem großen Herrn sagen: Sie sind eines Sekretairs bedürftig. Das Wort, bedürftig, ist ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem großen Herrn die Unentbehrlichkeit einer solchen Person vorrückt, als der Verfasser des Briefs zu seyn glaubt, und ihn zum voraus von seinem Werthe zu benachrichtigen scheint. Sothane Bedienung; dieses Beywort hört man in Gesprächen nicht. Seit vielen verflossenen Jahren auf Schulen und Akademien bestmöglichst ꝛc. Verflossen ist überflüßig; bestmöglichst ist durchaus fremd. Man kann also dadurch, daß man sich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen schon ziemlich bestimmen. Man kann dadurch wissen, wie man reden soll, wenn man vertraulich, wenn man scherzhaft, wenn man ernsthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig schreiben will.

Allein wer sieht nicht, daß wir im Briefschreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn wir ohne Unterschied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unsre Schreibart würde oft sehr unverständlich und schmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen so reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu sprechen pflegen. Hier geht also der Brief von dem Gespräche ab. Was seiner Natur nach in der Art zu denken, und sich auszudrücken, unrichtig, müßig, eckelhaft ist, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Gesittete und geschickte Leute enthalten sich auch solcher Dinge schon im Umgange, und noch mehr wird man dieses im Schreiben zu beobachten verbunden seyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daß der Scribent seine Worte aus den gesellschaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern sich bey den

Brie-

Briefen gewisse Umstände. Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn. Was geschrieben ist, wird genauer bemerkt, als was man blos hört; man muß sich daher um desto mehr hüten, durch seine Briefe einen Ekel zu erwecken. Dieses kann nicht besser geschehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am ersten in der Rede beschwerlich wird, und wenn man sich sowohl von dem Altfränkischen als von dem Neumodischen in der Sprache gleichweit entfernet. * Man bedient sich im Schreiben der Worte **, die in der Welt üblich sind.

* Ergo, vt nouorum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua. *Quint.* L. I. c. 6.

** Non sunt alia sermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad usum quotidianum, alio ad scenam pompamque sumuntur: sed ea nos cum jacentia sustulimus e medio, sicut mollissimam ceram ad nostrum arbitrium formamus, & fingimus. *Cicer.* de Orat. L. III. p. 500. *edit. Elzev.*

Allein durch die Art, wie man sie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewisse Zierlichkeit, die so natürlich läßt, daß jeder glaubt, er würde eben so von der Sache gesprochen haben, weil er seine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme so in Briefen, wie andre im Umgange sprechen. Man ahmet vielmehr ihrer Sprache geschickt nach. Ich will dieses durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünschen, oder sein Beyleid zu bezeigen, die sehr gebräuchlich sind, und in denen man die Leute sprechen lassen muß, wenn man sie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beobachten will. Allein anstatt, daß dergleichen Formeln in Briefen natürlich lassen sollten: so werden sie vielmehr beschwerlich, wenn man sie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Gestalt zu geben sucht. Ich finde

z. E.

z. E. in einem Briefe diese Stelle: „Indessen hoffe ich, Sie werden versichert seyn, daß ich an Ihrem Glücke den größten Theil nehme, und von Herzen wünsche, daß Sie nebst ihrer Frau Gemahlinn alles ersprießliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die späteste Zeiten genießen mögen. „ Dieser Wunsch ist eine Formel, die man tausendmal gehört hat; aber läßt sie darum in einem Briefe natürlich, weil sie im Reden gewöhnlich ist? Nein, sie ist für den Brief zu gemein. Wenn ich schreibe: so thue ich nur, als wenn ich redete, und ich muß das Natürliche nicht bis zum Ekelhaften treiben. Man sage hingegen: „ Sie können versichert seyn, daß mich ihr Glück von Herzen vergnügt, und daß ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die größte und dauerhafteste Zufriedenheit in Ihrer Ehe wünsche ⸗ ⸗. „ Auf diese Art wird dem Wunsche das Gemeine benommen. Er ist nicht mehr in den ordentlichen Worten des Gesprächs abgefaßt: allein die Worte sind doch einzeln, ja selbst in ihrer Verbindung üblich.

Ihre Stellung scheint fremder zu seyn, als die erste; aber sie ist dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen lassen muß, immer noch gemäß, ja der ganze Period ist dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erste. Die Worte und Redensarten eines Briefs müßen also im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichsten, sie müßen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, sondern auch im Zusammenhange, üblich seyn. Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht sowohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redete, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken andrer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu bestimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutsamen

Nachahmung des Gesprächs sich in die Briefe einschleichen können, muß man ferner auf den Inhalt der Briefe Achtung geben. Wer weiß nicht, daß die Schreibart von den Sachen abhängt, und daß sie nur in so weit schön ist, als sie sich zu den Dingen schickt, welche sie vorträgt? Die meisten Briefe sind Verzeichniße von besondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das seine Deutlichkeit schon bey sich führt, so bald es in üblichen und verständlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geschmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden; so hat der Ausdruck kein Verhältniß, er wird unnatürlich oder abentheurlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Diese werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt, und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich

lich mit großen, oder mit vielen sinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht sagen, daß man in seinen Briefen schläfrig denken müße, daß man allen feinen und schönen Gedanken den Zugang verwehren müße. Nein, man soll sich nur hüten, daß man sie nicht von weitem herholt, und mit Gewalt in seine Materie hineinzwingt. Endlich ist es nicht genug, wenn die Einfälle nicht gesucht sind; man muß sie auch mit Bescheidenheit und Sparsamkeit anbringen. Ein Brief soll eben nicht einem armseligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer ist; aber es muß auch kein pralendes Putzzimmer seyn, darinnen man eine Menge von Kostbarkeiten zur Schau ausgesetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerksamkeit ermüden, anstatt, daß sie dieselbe bequem sättigen sollten. Gesuchte Gedanken, spitzfindige Einfälle, denen man die Mühe ansieht, die sie dem Verfasser gekostet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, mißfallen eben so sehr, als ungekünstelte und doch

fei-

seine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewisse Gesichter, die gar nicht blendend sind, die keine große Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns sanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewisse Gedanken, die eben nicht eine große Verwunderung erwecken, wenn man sie sieht; die aber durch eine gewisse unschuldige, oder schalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verschämte, durch eine muntere und nachläßige Miene gefallen. Mit diesen kann man seinen Brief wohl ausputzen. Sie zerstreuen die Aufmerksamkeit nicht, und ermüden sie auch nicht, sie unterhalten sie nur. Sie entfernen sich gleich weit von den ganz starken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten sich an, oder lassen sich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gerne finden. Wir müßen daraus nicht schließen, daß dieses allemal die besten Gedanken in Briefen sind, die uns am ersten bey der Sache einfallen. Zuweilen kostet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das sich bey seiner

Zubereitung nicht gleich geben will, die meiste Mühe, und gefällt doch dem Leser am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekost zu haben scheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunst versteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden so zusammen gefügt, daß man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muß bey dieser Gelegenheit erinnern, daß es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil sie, wenn ich also sagen darf, zu natürlich ist. Sie hat, wie das Wasser, gar keinen Geschmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus sehr leichten, aber auch aus sehr leeren Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich seyn will; eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht blos deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sa-

ge.

ge. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Bequemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst eben so gedacht, und geredet haben würden, oder daß wir es dem Verfasser doch gleich thun könnten, so bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe gesagt habe, durch einige Beyspiele zu erläutern suchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyspiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als

Muster * guter Briefe, angepriesen hat. Es ist ein Danksagungsschreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit seinem großen Gönner und Wohlthäter. Er sollte also die gesetzte und ernsthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Klient, der mit seinem Gön-

ner

* Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des Junkerischen Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern für Geld alphabetweise hingeschmiert, sondern wirklich in solchen Umständen, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu des le Pays übersetzten Briefen behauptet, daß man durch nichts besser, als durch die Neukirchischen Briefe behaupten könne, daß es den Deutschen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften und sinnreichen und bündigen Schreibart so wenig als den Franzosen fehle. ⸗⸗ Damit meine Leser nicht denken, daß ich blos aus Begierde zu widersprechen, so nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: so bitte ich sie, diese Briefe selbst zu lesen. Ich weiß wohl, daß sie von großen Männern sind gelobt worden; allein ich zweifle, daß diese Männer sie alle gelesen haben. Vielleicht hat sie der Name verführt.

ner spricht, kann seine Gnade zwar loben; aber er muß es bescheiden thun, und die Lobsprüche nicht übertreiben. Er soll ihm die Empfindung der Dankbarkeit auf eine lebhafte Art zu erkennen geben; aber er soll sie nicht auf das Possierliche und Abentheuerliche treiben. Der Brief heißt so:

Hochwohlgebohrner Herr ꝛc.

Wann ich so verschwenderisch mit Worten als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, so würde ich schon nichts mehr haben, womit ich mich für Dero heutige Gnade bedanken könnte. Allein Sie werden dadurch nichts ärmer: denn Sie haben alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche sich entweder zu Beschreibung Dero großen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner unterthänigsten Erkenntlichkeit schicket. Ich habe mir zwar vielmal vorgenommen, meine Gedanken auf einmal auszuschütten, und alles, was ich von Ew. Excellenz bishero empfangen, in eine einzige Lobschrift zu fassen. Aber nachdem ich den ganzen Plinius gelesen, und alle Schmeichelgedichte der alten und heutigen Poeten durch-

durchstänkert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew. Excellenz. Ihres gleichen noch nicht gehabt, und daß Dero neue und ungemeine Gemüthsart, auch neue und ungemeine Formeln erfodert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl bemühen: allein ich fürchte, je mehr ich sage, je mehr werde es die Welt für Lügen halten; weil sie doch unmöglich glauben kann, daß Ew. Excellenz dieses alles an einem einzigen, und zwar fremden Menschen erwiesen. Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie machen sich ihr Loblied selber, und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respect bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne

Ew. Excellenz

unterthänigsten und gehorsamsten
Knecht.

Wir wollen diesen Brief stückweise durchgehen, und ihn sowohl in Ansehung des Ausdrucks, als der Gedanken und der ganzen Einrichtung, beurtheilen. „Wenn ich so verschwenderisch mit „Worten, als Ew. Excellenz mit

„Wohl-

„ Wohlthaten wäre, so würde ich schon „ nichts mehr haben, womit ich mich „ für Dero heutige Gnade bedanken „ könnte. „ Wenn dieser Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörete, welche anfangs mit der Miene des Witzes schmeicheln, und wenn man sie untersucht, zum Lachen bewegen *: so würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich seyn. Welche Klugheit, einem großen Herrn zu sagen, daß er mit seinen Wohlthaten verschwenderisch ist! Ist das die bedachtsame Sprache eines Klienten? und wenn nun auch Neukirch so verschwenderisch mit Worten wäre, als ein Gönner, nach seiner Meynung, mit Wohlthaten ist, würde er sich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man sich nicht mehr bedanken, wenn man sich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke ist

* Minimis etiam inuentiunculis gaudent, quae excussae risum habent, inuentae facie ingenii blandiuntur *Quintil.* VIII. 5.

ist natürlich, der im Grunde falsch ist. Neukirch begehet noch einen Fehler. Indem er den Gegensatz von der Verschwendung mit Worten und Wohlthaten macht: so sagt er nicht allein dem Herr von Rauter eine Grobheit, sondern er lobt sich auch selbst, daß er haushältiger auf seiner Seite ist. Er fährt fort: „Allein Sie werden dadurch nichts
„ ärmer: denn Sie haben alle Augen-
„ blicke neues Vermögen, mir Gutes
„ zu thun; da ich hergegen oft acht
„ Tage sinne, ehe ich nur eine Re-
„ densart finde, welche sich entweder
„ zu Beschreibung Dero großen Ge-
„ müths, oder zu Ausbildung meiner
„ unterthänigsten Erkenntlichkeit schickt.
Man sieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period soll eine Erklärung des Vorhergehenden seyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das Dadurch ist undeutlich. Man muß großen Herren nichts von arm werden vorsagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neu-

kir-

kirchen Gutes zu thun, welches doch eine schreckliche Hyperbole ist: so verringert Neukirch eben dadurch die Großmuth seines Gönners. Das ist ja eben nichts großes, wenn ich nichts thue, als daß ich mich des Vermögens, wohl zu thun entschütte, das mir alle Augenblicke zufließt. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um sie den Tagen entgegen zu setzen; da ich hergegen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. s. w. Ein jeder frage sich selbst, ob er, ohne roth zu werden, dieses zu seinem Gönner sagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre schon ausschweifend; aber acht Tage, das ist gar nicht auszustehen. Der Herr von Rauter hätte dieses Bekenntnißes wegen Neukirchen seine Gnade entziehen sollen. Einem Klienten, der acht Tage sinnen muß, ehe er zur Beschreibung meines großen Gemüths, und zur Ausbildung seiner unterthänigsten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daß ichs zu verant-

worten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbete. Doch der Verfasser will dadurch sagen, daß es sehr schwer ist, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann seyn; aber er hat es sehr unnatürlich gesagt. Er macht sich zu einen armseligen Pedanten, um die Großmuth des Gönners unbeschreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das ist keine Schande. Aber sich von einem Manne müßen loben lassen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das ist wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit ist eine gesuchte und undeutliche Redensart. Was heißt seine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollständiger und vollkommener in seinem eignen Herzen machen, nicht aber, sie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe „mir zwar vielmal vorgenommen, mei„ne Gedanken auf einmal auszuschüt„ten = = „das ist sehr unverschämt mit dem Herrn von Rauter gesprochen. Ausgeschüttete Gedanken sind kein großes Geschenke. Der Lobspruch, der unmittelbar

telbar folgt, ist die größte Beleidigung für einen bescheidenen Mann. Einem gerade zu unter die Augen sagen, daß seines gleichen noch nicht in der Welt gewesen ist, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das ist etwas schreckliches. Ein Klient verräth bey einem solchen Machtspruche einen erstaunenden Stolz. Er rühmt sich gleichsam, die Verdienste aller andern so genau zu kennen, daß er den Ausspruch thun kann, wer der größte sey. Gesetzt, daß er nach seinen Gedanken Recht hätte: so muß ers doch mit Bescheidenheit sagen. Er setzt sonst zum voraus, daß sich sein Gönner gern loben läßt; und das ist doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf so einen Lobspruch, wenn er aufrichtig wäre, doch nicht stolz werden. Wer macht ihm denn den Lobspruch? Ein Mensch, der von seinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen schon partheyisch ist, der sich neue Gunstbezeigungen erkaufen will, und der sich endlich aus Bescheidenheit das Recht nicht anmassen sollte,

die Verdienste seines Gönners mit so großem Geräusche zu bestimmen. „Aber
„ nachdem ich den ganzen Plinius gele-
„ sen, und alle Schmeichelgedichte der
„ alten und heutigen Poeten durchstän-
„ kert, so habe ich allererst gesehen, daß
„ Ew. Excellenz Ihres gleichen noch
„ nicht gehabt, und daß Dero neue
„ und ungemeine Gemüthsart auch neue
„ und ungemeine Formeln erfodert. „
Die ganze Stelle ist wunderbar. Was heißt der ganze Plinius? Vermuthlich seine Lobrede auf den Trajan. Also ist ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchstänkert. Durchstänkern ist ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn seinem Gönner auch Schmeicheleyen sagen wollen? Ihres gleichen ist ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer sagt im Ernste, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfodert seine neue und ungemeine Gemüthsart blos neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfasser die

For-

Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um sich von dem Unnatürlichen dieser Sprache zu überzeugen: so mache man aus dieser Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem großen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue und ungemeine Wohlthat erwiesen, die auch neue und ungemeine Formeln erfodert, u. s. w. würde er nicht glauben, daß ich mich für seine Wohlthat betrunken hätte? „ Nun wollte ich mich auch hierum „ wohl bemühen; allein ich fürchte, je „ mehr ich sage, je mehr werde es die „ Welt für Lügen halten, weil sie doch „ unmöglich glauben kann, daß Ew. „ Excellenz dieses alles an einem einzi„ gen und zwar fremden Menschen er„ wiesen ꝛc. „ Hier ist erstlich der Zusammenhang dieses Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun sagt er, die Welt würde das Lob derselben für Lügen halten. Warum? weil sie nicht wür-

de glauben können, daß er alle diese Wohlthaten einer einzigen Person erwiesen. Man erwartet natürlicher Weise ganz was anders. Er redet jetzt von seiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauterischen Verdiensten. Besteht denn das ganze Verdienst, warum der Herr von Rauter besser ist, als alle übrige Sterblichen, blos darinnen, daß er Neukirchen viele Wohlthaten erwiesen hat? Er gesteht, daß er sich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muß man große Herren verschonen. Er fährt fort: Ich thue also viel vernünftiger, wenn ich schweige. Ist dieses nicht der schönste Gedanke in dem Briefe, so ist es doch der wahreste. „Ew. „Excellenz kennen mein Herz, und finden alle Buchstaben darinnen, welche „zu einer Rede vonnöthen seyn. Sie „machen sich ihr Loblied selber, und „seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respecte bewundre, was ich „doch nicht anders vergelten kann, als „daß ich mich nenne Ew. Excellenz

„un-

„ unterthänigsten und gehorsamsten „ Knecht. „ Nachdem der Verfasser in dem ganzen Briefe mit seinem Gönner pedantisch complimentirt hat, so wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt sein Herz, und findet alle Buchstaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig sind. Es ist beynahe unmöglich, daß einem bey dem Herzen nicht der Schriftkasten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer einfallen sollte, der sich sein Loblied selber macht. Erst hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredet, jetzt treibt er die Bescheidenheit noch höher, und spricht, daß nur die blossen Buchstaben zu einer Rede in seinem Herzen fertig liegen. Wenn dieses kein falscher Gedanke ist, so muß gar keiner möglich seyn. Was sind Buchstaben im Herzen? Wie kann man sie sehen? Soll der Gedanke einen Verstand haben, so muß er so viel heißen: Sie kennen mein Herz und wissen, daß ich alle die Empfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Danksagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt,

nöthig sind. Auf diese Art beziehet sich der Gedanke nur auf die Danksagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beydes anspielen. Sie machen sich ihr Loblied selber, eine grobe Schmeicheley! Und seyn zufrieden, daß ich mit unterthänigstem Respecte bewundre, was ich doch nicht anders vergelten kann, als daß ich mich nenne ꝛc. Der Schluß ist eben so spitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daß er sich des Herrn von Rauters Knecht nennt? Wären sie vergolten, wenn sie Neukirch in einem Gedichte gelobt hätte? Der ganze Brief ist unnatürlich. Die Gedanken sind frostig, kindisch und falsch. Der Zusammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, ist gezwungen. Der Ausdruck ist niedrig, schmutzig und undeutlich. Die meisten von den Neukirchischen galanten Briefen können zu Muster dienen, wie ein Brief nicht beschaffen seyn muß, wenn er natürlich seyn soll.

Der erste Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbesondere in Briefen,

zu verbinden pflegen, ist das Leichte; dieses entstehet aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken, und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks*. Allein ich habe schon erinnert, daß dieses nicht genug ist. Wenn das blosse Verständliche und Deutliche, in so weit es dem Dunkeln und Schwülstigen entgegen gesetzt ist, eine Schreibart schön machte: so wäre nichts leichter, als gute Briefe zu

* Man schreibe, damit man verstanden werde, und nicht allein damit man verstanden werde, sondern daß uns der Leser auch gewiß, bald u. ganz verstehe. Man muß also alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart schaden kann; unverständliche oder verlegne Worte, oder solche Worte die zwar gebräuchlich sind, denen wir aber andre Begriffe geben, als sie im gemeinen Leben haben, oder die sonst zweydeutig sind; unrichtige Wortfügungen, weitschweifige u. ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerißne Sätze. Cicero lehrt uns dieses im dritten Buche vom Redner. Neque vero in illo - - diutius commoremur, vt disputemus, quibus rebus assequi possimus, vt ea, quae dicimus, intelligantur: Latine scilicet dicendo, verbis vsitatis, ac proprie demonstrantibus ea, quae significari ac declarari volumus, sine ambiguo verbo aut sermone, non nimis longa continuatione verborum - - non discerptis sententiis, non praeposteris temporibus, non confusis personis, non perturbato ordine. Die Worte und Wortfügungen können endlich gut u. richtig seyn, und man kann doch noch

zu schreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verständlich schreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in seiner Sprache begeht, schreibt er noch nicht schön. Und niemand wird einen darum loben, weil er so geredet hat, daß die Anwesenden seine Meynung haben verstehen können; sondern man verachtet den, der es nicht

noch in seinem Vortrage dunkel und räthselhaft werden, wenn man zu viel oder zu wenig Worte macht gewisse Umstände verschweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt; nichts das erste, nichts das andre seyn läßt, oder bald von diesem, bald von jenem redet. Diese Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewisse Uebung erfodert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sach ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, sobald sie davon schreiben. Im Reden waren sie unbesorgt, und sich selbst überlassen; darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben sie auf sich Achtung, und weil sie besser schreiben wollen, als sie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiß in der Wahl des Ausdruckes sind: so verfallen sie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil sie alles umschreiben, und kostbar sagen wollen. Est etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, ducti specie nitoris circumeunt omnia copiosa loquacitate, quae dicere volunt. *Quintil.* VIII. 2.

nicht thun kann.* Der Hauptbegriff von dem Natürlichen ist, daß sich die Vorstellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorstellungen schicken müßen. Man muß endlich das Natürliche nicht blos in Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, sondern in dem Ganzen, in dem Zusammenhange der Gedanken unter einander, suchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufließen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist; wenn keiner da steht, der zu nichts dienet, der entweder dem andern kein Licht mittheilet; oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar schlußweise zusammenhängt, den wir aber leicht selber denken können, und deswegen in der Reihe auszulassen pflegen; wenn dieses ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird also bey dem Natürlichen nicht blos mit dem Leichten

zu-

* Nemo extulit eum verbis, qui ita dixiſſet, vt, qui adeſſent, intelligerent, quid diceret, ſed contemſit eum, qui minus id facere potuiſſet. *Cicer.* de *Orat.* L. III, p. 463. *ed. cit.*

zufrieden seyn müßen, sondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in den Gedanken zu treffen, welche sich hieher am besten schicken, welche die Sache nicht allein am deutlichsten, sondern auch am feinsten, am kürzesten, am lebhaftesten ausdrücken können. Dieß, dieß ist das große Verdienst der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht ist, gefällt deswegen, weil es leicht und verständlich ist, sonst müßte die matte Schreibart am meisten gefallen. Es giebt vielmehr tausend schöne und edle Gedanken, bey denen der Leser fühlt, daß er sie nicht würde gehabt haben, die ihn sogar einige Mühe, sie zu verstehen, kosten; nichts destoweniger gefallen sie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und sieht, daß sie dem andern in seiner Art zu denken, natürlich gewesen sind, ob sie gleich ihm selber nicht natürlich sind. Wenn ich sage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut schreiben; so ist nichts leichter, nichts verständlicher. Aber wird dieses Leichte

dar-

darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille * sage:

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front passent jusqu'à l'esprit.

„ Um noch gut zu schreiben, habe ich „ zu lange geschrieben, und die Runzeln „ meiner Stirne erstrecken sich bis auf „ meinen Witz: „ Wenn ich dieses sage: so scheint der Gedanke nicht mehr so natürlich zu seyn, als der erste; und er ist doch eben derselbe, und rührt mich nicht mehr als der erste. Ob nun gleich ein Brief der scharfsinnigen und großen Gedanken nicht sehr fähig ist; so verträgt er doch lebhafte Gedanken. Dieses Lebhafte besteht oft in der Art, den Gedanken vorzustellen, darinnen, daß man ihm durch die Aussicht, in der man ihn sehen läßt, eine Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe sie mit einer Sache zu Stande kommen. Er ist natürlich; aber

* Oeuvres diverses de *Pierre Corneille*, à Amsterdam 1750. p. 84.

aber er ist darum nicht lebhaft. Die Begriffe sind zu allgemein. Man bestimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weise, die Ursachen: so wird der Gedanke sinnlicher, und deswegen lebhafter. Man sage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus est.

Indem sie etwas thun wollen, indem sie sich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unsere Einbildung etwas zu thun. Sie sieht die Hände der Schönen gleichsam beschäfftigt; sie stellt sich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwägne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch seine Kühnheit, und gefällt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbestimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeschlossen ist, trägt auch viel seiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, so wird er seinen Werth verlieren. Man sage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe sie jedes durch die Musterung gehen lassen, und den Puder recht gleich darauf streuen, ehe sie

das Nachtzeug anstecken, und die Bänder knüpfen: so kann leicht ein ganzes Jahr vorbey streichen. Das heißt den Gedanken nicht lebhafter machen; das heißt ihn schwächen. Ich konnte dieses alles bey dem moliuntur und comuntur selbst denken, und leicht denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn also eine Schreibart aus vielen Gedanken, die blos verständlich sind, besteht; so kann sie matt werden: wenn sie aus müßigen und solchen Gedanken besteht, die wir leicht von uns selbst hinzusetzen können; so wird sie langweilig und weitläuftig. Eben dieses kann entstehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groß mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, sehen lasse; oder wenn ich nicht die besten, die richtigsten, die abgemessensten Worte wähle; das heißt solche, welche die Begriffe der Sache am geschwindesten und stärksten erwecken können. Dieses ist nicht die gute natürliche, sondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie

ist freylich deutlich; aber man schläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, ist ein geringes Verdienst, und heißt mehr von Fehlern frey seyn, als eine große Tugend in sich haben. Und wie der Leib, wenn er seine Dienste verrichten soll, nicht allein gesund, sondern auch lebhaft, und stark seyn muß: so muß gleichfalls die Rede und sogar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank seyn, sondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daß er ihm lange nicht geschrieben:

Werthester Freund!

Da sie so lange nicht an mich geschrieben haben, und ich beynahe nicht mehr weiß, was ich denken soll; so habe ich geglaubt, ich müßte Sie um die Ursache Ihres langen Stillschweigens fragen, ob ich Sie vielleicht dadurch bewegen könnte, mir meinen Zweifel zu benehmen, und an mich zu schreiben. Ich möchte beynahe sagen, daß ich böse auf sie wäre. Aber vielleicht sind Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, oder

durch

durch viele Arbeiten am Schreiben verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, daß Sie eine Krankheit abgehalten haben sollte, mich Ihres Andenkens zu versichern. Ich befinde mich, dem Himmel sey Dank! auf meinem Landgute, wo ich zuweilen studiere, und mich zuweilen auf allerhand Art erlustige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige Antwort, und bin rc.

Ist dieser Brief nicht deutlich? Die Worte sind verständlich, und üblich, und grammatisch richtig. Die Gedanken sind leicht, und von der Sache hergenommen. Der Zusammenhang ist nicht gezwungen. Er hat also in Ansehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abwesenheit offenbarer Fehler erzeuget noch keine Schönheiten. Er ist so deutlich, daß er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entstehet aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter übersehen werden, als ein Ast, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lebhafter und doch eben so deutlich seyn, als er ist, er hätte nur mit einer freyern Art

abgefaßt werden dürfen. Will man sehen, wie viel die Art, eine Sache zu sagen, dem Briefe hilft, und worinnen sie besteht; so halte man einen Brief des Plinius von eben diesem Inhalte gegen den ersten. Er schreibt an seinen Freund Paulinus *:

Ich bin böse, ohne recht zu wissen, ob ichs seyn soll; aber genug, ich bin böse. Sie wissen, daß die Liebe zuweilen unbillig, oft ausschweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten empfindlich ist. Doch meine Ursache ist groß genug; nur weiß ich nicht, ob sie billig iste Indessen thue ich, als ob sie nicht weniger billig, als groß wäre, und bin sehr böse auf Sie, daß Sie mir so lange nicht geschrieben haben. Sie können mich durch ein Mittel wieder gut machen, nämlich wenn Sie mir wenigstens nunmehr oft und recht viel schreiben. Dieses will ich allein für eine wahre

Ent-

* S. den zweyten Brief des zweytens Buchs. Ich habe sowohl in diesem, als in dem baldfolgenden Briefe des Cicero, das lateinische Du durch unser Sie ausgedruckt. In einer ganzen Uebersetzung würde ichs schwerlich wagen; allein bey einem einzelnen Briefe, den ich aus beyden, als ein Exempel anführe, schien mir das Sie nöthig zu seyn, um die Aehnlichkeit der alten und unsrer Briefe fühlbar zu machen, und den Leser geschwinder zu überzeugen, daß die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieselben gewesen sind.

Entschuldigung gelten lassen, die übrigen nehme ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht anhören; und ich war krank, das wolle der Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe auf dem Lande, und ergetze mich zuweilen durch Studieren, zuweilen auch durch Müßiggang. Beydes habe ich der Ruhe von öffentlichen Geschäfften zu danken. Leben Sie wohl!

Dieser Brief ist unstreitig besser, als der erste, und man kann leicht sehen, warum. Er ist lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken; und die Gedanken, die beyde Briefe mit einander gemein haben, sind in diesem besser geformt, darum ist er feiner. „Sie kön„nen mich nicht anders wieder gut ma„chen, als wenn Sie mir nunmehr oft „und recht viel schreiben. Dieses wird „mir die beste Entschuldigung seyn; „alle andere werde ich verwerfen ‥ „ Von diesen Einfällen weiß der erste Brief nichts. Beyde reden vom Böse seyn. Der erste spricht: Ich möchte beynahe auf Sie böse seyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geschickt,

und eine große Zubereitung zu einem sehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein Beynahe schwächt, gemacht hat. Der andere kehrt es um. Er fängt mit dem Böse seyn an, ohne die Ursache zu sagen. Dieses ist nicht allein natürlicher, sondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerksamkeit. Der erste Brief macht einen Einwurf wider das Böse seyn, der andre auch. Jener sagt gerade zu, „ aber vielleicht sind „ Sie zeither nicht in Leipzig gewesen, „ oder durch viele Arbeiten am Schrei„ben verhindert worden; denn das will „ ich nicht hoffen, daß Sie eine Krank„heit sollte abgehalten haben, mich Ih„res Andenkens zu versichern. „ Dieser betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böse zu seyn, daß der andre so lange nicht an ihn geschrieben. Er ist zu bescheiden, daß er sein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als seinen Freund, zu schreiben, gründen sollte. Er läßt seinen kleinen Zorn nicht

blos

blos aus dem langen Stillschweigen seines Freundes entstehen. Er rechtfertiget ihn erst durch die Natur der Liebe. Dieser nimmt also mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch seiner Vorstellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt so behutsam mit seinen Freunden reden sollte, und ob dieses nicht schon zu gekünstelt wäre. Mich deucht, Plinius, dessen Briefen man die Mühe und das Studierte sonst leicht ansieht, ist hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam sit amor iniquus interdum, impotens saepe, μικραίτιος semper, scheint mir zu geputzt zu seyn. Das interdum, saepe, semper, ist ohne Zweifel gesucht. Indessen ist die Stelle im Lateinischen nicht so beleidigend, weil sie kürzer ausgedrückt ist, als im Deutschen geschehen kann, und deswegen nicht so lehrermäßig klingt. Wenn man das mittelste Glied wegnimmt, so wird sie nachläßiger. Die Entschuldigung vom verreist seyn, vom krank seyn, weiß Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er

läßt seinen Freund selbst reden: Non sum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluß in seinem Briefe ist ungleich stärker, als der Schluß des andern. Wir wollen noch einen Versuch machen. Ich will einem Freunde sagen, daß mir seine Abwesenheit sehr schwer fällt, und daß ich mich über die Bekanntschaft erfreue, in die er mit einem gewissen gelehrten Manne gekommen ist.

Sie haben mir letztens gemeldet, daß es Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn General gefallen wollte. Dieses war mir nicht lieb. Um desto angenehmer ist mirs, da ich nunmehr erfahre, daß es Ihnen besser da gefällt; und daß Sie itzt über meine Empfehlung, die ich Ihnen an den Herrn General überschickt, zufriedner sind, als Anfangs. Gleichwohl kann ich nicht leugnen, daß ich zuweilen wünsche, es möchte ihnen weniger da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, Sie eher wieder zu sehen, und mich zu überreden, daß Ihnen ohne mich nichts recht angenehm seyn könnte. Doch ich will das Verlangen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie nur das Glück, das ich hoffe, in Holland machen. Ueber die vertrauliche Bekanntschaft, die

Sie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht haben, erfreue ich mich von Herzen. Erwerben Sie Sich ja seine Liebe vollkommen. Leben Sie wohl!

Dieser Brief scheint ziemlich natürlich zu seyn. Wer indessen wissen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichen Sprache hätte abgefaßt werden können, der höre den Cicero in eben diesem Falle reden. Er schreibt an den jungen Trebatius, den er sehr liebte, und der damals bey dem Cäsar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius sehnet sich im Anfange sehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief so zu übersetzen suchen, daß das Eigenthümliche der deutschen Sprache nichts dabey leiden soll *.

Wieder ein Beweis, wie uneins Leute mit sich selber sind, die lieben! Anfangs war ich unzufrieden, daß es Ihnen bey dem Cäsar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, daß es Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht leiden, daß Sie über meine Empfehlung an den Cäsar kein größres Vergnügen hätten, und nun thut mir

* S. den 15ten Brief des siebenten Buchs.

es weh, daß Ihnen etwas ohne mich angenehm ist. Doch lieber mag mich die Sehnsucht nach Ihnen beunruhigen, als daß Sie das, was ich hoffe, nicht erlangen sollten. Ueber Ihre Freundschaft mit dem liebenswürdigen und gelehrten Marius habe ich ein unbeschreibliches Vergnügen. Machen Sie ja, daß er Sie recht sehr lieben muß. Sie können nichts schöners aus dieser Provinz zurück bringen, als seine Freundschaft; glauben Sie mirs! Leben Sie wohl!

In dem Vortrage dieses Briefs ist weit mehr Natur, als in dem ersten, und weit mehr Beredtsamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daß Cicero ohne Kunst sein Herz hat reden lassen, und daß er an nichts gedacht, als dem Trebatius seine Liebe zu zeigen. Ein Gedanken reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck ist so einfältig, als die Gedanken sind, und eben so gefällig, weil er richtig und nicht weiter, oder enger ist, als die Vorstellung es erfodert. Man mache, daß sich die Gedanken nicht mehr so genau berühren, und setze Zwischengedanken hinein; man nehme den Sätzen ihre

Kür=

Kürze, und suche sie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen; man nehme endlich dem Briefen in dem Lateinischen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, sogleich wird die Schönheit dieses Briefes verschwinden. Rollin hat das Verdienst der Ciceronischen Briefe vortrefflich bestimmt*.

Man

* Ses lettres peuvent nous donner une juste idée du stille épistolaire. Il y en a de pur compliment, de remerciment, de louange. Quelques-unes sont gaies & enjouées, où il badine avec esprit: d'autres graves & sérieuses, où il examine des questions importantes: dans d'autres il traite des affairespubliques; et celles-là ne sont pas á mon sens les moins belles. Celles, par exemple, où il rend compte, d'abord au Sénat et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gardé dans le gouvernement de sa province, sont un parfait modele de la netteté, de l'ordre, et de la précision, qui doivent regner dans des mémoires et dans des relations: et l'on doit surtout y remarquer la maniere adroite et insinuante, qu'il emploie pour se concilier les bonnes graces de Caton. Sa fameuse lettre à Lucceius, où il le prie d'écrire l'histoire de son consulat, sera toujours regardée avec raison comme un monument éclatant de son éloquence, aussi bien que de sa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il écrivit à son frere Quintus, où toutes les graces et toutes les finesses de l'art sont mises en usage. *De la maniere d'enseigner & d'étudier les Belles-Lettres*, T. III. à Amsterd. 1736. p. 105. etc.

Man kann einen Brief als ein Ganzes betrachten, und alsdann bestehet das Verdienst desselben, wie ich schon erinnert habe, in dem Zusammenhange und der Vollständigkeit seiner Theile. Wenn ich einen Brief schreibe: so habe ich den Inhalt schon, und ich bin nicht sowohl bekümmert, was ich dem andern sagen will, als wie ichs ihm sagen will; in was für einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung besteht, ausfüllen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und schließen werde. Wir reden also nunmehr von der Form eines Briefs. In was für einer Ordnung soll er abgefaßt werden? Gehört eine gewisse abgemeßne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewisse Kunst oder verschiedene Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und miteinander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief ist: so wird man sich diese Fragen leicht beantworten können. Man darf nur an die Ord-

nung

nung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von solchen Dingen spricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedienet sich im Umgange keiner weitläuftigen Eingänge. Man fängt bald von der Sache an. Man setzt gemeiniglich das, was in der Sache das erste ist, voran. Man fährt mit den Vorstellungen fort, wie sie sich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigste gesagt zu haben. Dieses ist auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene sich also keiner künstlichen Ordnung, keiner mühsamen Einrichtungen, sondern man überlasse sich der freywilligen Folge seiner Gedanken, und setze sie nach einander hin, wie sie in uns entstehen: so wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich seyn.* Diese Regel bleibt stets die

* Illam unam esse artem epistolarum in eloquendo censebant (veteres), nullam adhiberi artem: modo stulti sensus aut inepti, & nimis perturbatus abesset ordo. *Io. Ludov. Vives* de conscr. epistol. p. m. 54. Nec in ordine quidem admodum labore, qui optimus in epistola neglectus aut nullus, ut in collo-

die beste, so viel man auch dawider einwenden mag. Man kann sagen, daß man ihr folgen, und doch noch einen sehr unnatürlichen und unordentlichen Brief schreiben kann, nämlich, wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüßig und unangenehm ist. Es ist wahr; aber wir setzen einen gesunden Verstand zum voraus. Diesen kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute sind von Natur so finster, daß sie auch bey den gemeinsten Dingen noch unordentlich denken. Diesen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer seinen Verstand noch gar nicht durch den Umgang mit geschickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Lesen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen bösen Geschmack gar schon verderbet hat, der wird freylich nach dieser

Re-

loquiis incuriosum quiddam & incompositum amamus - - Omnino *decora est incuria*: & recte monuit Cicero: *epistolas decere interdum hallucinari*. Itaque ille ipse hæsitat, reuocat, turbat, miscet: nec quicquam magis curasse videtur, quam ne quid curae praeferret. *Lipsius* Institut. Epistol. C. VI.

Regel immer noch elende Briefe schreiben können. Unterdessen ist sie die einzige, der man folgen soll. Alle die künstlichen Methoden, nach welchen uns unsre Briefsteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und seine Gedanken in gewisse Behältniße zwingen soll, in die sie sich meistentheils nicht schicken, sind niemanden anzupreisen*. Ja man kann beynahe das von ihnen sagen, was Cicero von einer gewissen Anweisung zur Beredtsamkeit gesagt hat. Cleanth, spricht er, hat eine Redekunst geschrieben; aber so daß man nichts anders zu lesen braucht, als ihn, wenn man verstummen will**. Die Erfinder dieser Künste haben es unstreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefschrei-

* Superstitiose faciunt, qui libertatem illam epistolarem certis partibus alligant, atque ejusmodi seruituti includunt, cujusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In simplicibus argumentis eum sequamur ordinem, quem consilium nobis dictaverit, non praeceptiunculae. *Erasmus de rat. consc. epist.* p. m. 98.

** Scripsit artem rhetoricam, Cleanthes, sed sic, vt si quis obmutescere concupierit, nihil aliud legere debeat. *de finib.* l. 4. c. 7.

schreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn sie die schlimmste Absicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe schreiben lehren. Sie lehren uns daher die Sätze des Briefs nach einem Formulare abfassen, bald in der Gestalt einer Schlußrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald so, daß wir unsre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Consequens einspannen müßen. Sie wollen uns, sage ich, auf diese Art bey Zeiten gute Briefe schreiben lehren, und sie machen, daß wir Zeit Lebens schlechte schreiben lernen, wenn wir uns einmal an diese Formulare gewöhnen. Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieses Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewisse Anfangs- und Schlußformeln, gewisse Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich sind, gleichsam als Hüter, damit unsre Gedanken nicht aus ihren

Fes-

Fesseln entrinnen können. Der Gebrauch dieser Methoden ist unstreitig an dem schlimmen Geschmacke in Briefen hauptsächlich Ursache, der lange Zeit in Deutschland geherrscht hat*. Die Briefe haben nothwendig steif und ängstlich werden müßen, weil man durch den Schulwitz die natürliche Art zu denken erstickt hat. Sie haben einförmlich und eckelhaft werden müßen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hierzu kömmt noch, daß man uns hat bereden wollen, die Kanzleysprache wäre die beste, und also auch die Sprache der Briefe; welches eben so

* So groß die Menge der deutschen Anweisungen zu Briefen ist: so groß, ja noch viel größer ist die Anzahl der lateinischen, die zu Theil von großen Gelehrten aufgesetzt worden, und doch nur zu beweisen scheinen, daß es eine vergebne Mühe ist, das Briefschreiben in die Form einer Kunst zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeschrieben; andere über die Anweisungen der andern Commentarien gemacht; die meisten nur für die lateinische Sprache gesorgt. Ludwigs a Vives Anleitung scheint in Ansehung der übrigen den Namen aureus libellus, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipsius haben selbst nichts aus ihren Anweisungen gemacht. Man findet indessen noch allemal Spuren großer Männer darinn. An Phi-

so viel heißt, als wenn man sagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigsten gehört, und beynahe gar nicht verstanden wird, muß in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer solchen künstlichen Einrichtung eines Briefs aus Junkers Briefsteller vor uns nehmen, um den Werth der Dispositionen kennen zu lernen. Er sagt uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man setze, sagt er, erst den Hauptsatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beschließe man.

Das

Philipp Horst und Valentin Erythräi Anleitungen trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechischen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem ersten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in seiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern die beyden Bücher περὶ τῶν ἐπιςολικῶν τύπων, de epistolar. formis s. tipis, und περὶ τȣ̃ ἐπιςολτικȣ̃ Χαρακτῆρος, de charactere epistolico, die einige dem Libanius zuschreiben, daß von denen das letzte eine mühsame Eintheilung der Briefe ist. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nikobulus, von der Kürze der Deutlichkeit und der Anmuth eines Briefs ist vielleicht mehr werth, als manche di-

cke

Das Skelet von einem solchen Briefe sieht nach seinem Aufsatze a. d. 74. S. also aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniß vernommen, daß dessen Eheliebste gestorben sey.

Beweis: Denn sie war ihrer Tugenden wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per distributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeigung gegen jedermann.

cke Anweisung. Es ist unter seinen Briefen der hundert und neunte. Caselius hat einen Commentarium darüber geschrieben. Die französische Anweisung, die vor Richelets Sammlung auserlesener Briefe steht, verdient gelesen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem Traité Général du Stile etc. à Amsterdam 1750. zu finden ist. Unter den deutschen Anweisungen haben sich des Herrn Magister Stockhausens Grundsätze den meisten Beyfall erworben. Wer aber im Lateinischen eine recht kurze und sehr schöne Anleitung zu Briefen lesen will, der schlage in des Herrn Professor Ernesti seiner Rhetorik das Kapitel von Briefen nach, S. 798.

Beschluß: Darum ist es kein Wunder, wenn er, sowohl als ich, nebst andern Freunden, darüber gar sehr bekümmert worden.

Endlich setzet man einen Trost nach gegenwärtigem Exempel bey, und beschließet den Brief mit einer beliebigen Schlußformel.

Die Ausarbeitung dieses Aufsatzes klingt also:

Wohledler

Hochgeehrter Herr Sekretair!

Niemals bin ich so sehr bestürzt gewesen, als bey Erbrechung deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nachricht von dem Absterben deiner werthesten Eheliebsten bekommen. Die Spuren von den Thränen, so du in währendem Schreiben vergossen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um desto weniger der Thränen enthalten, je größer der Verlust ist, den nicht allein Du, sondern auch alle diejenigen, so keine Feinde der Tugend sind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Eheliebsten und ihre ungemeine Bescheidenheit und Freundlichkeit

in

in dem Umgange mit jedwedem, ist werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von solcher Beschaffenheit, wie die Deinige gewesen, erkennen, den Verlust mit Dir beklagen, den du insbesondre leidest. Ich weiß Dir selber keinen Trost zuzusprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geist des Trostes in Dein Herz schicken, daß Du in christlicher Gelassenheit die Weisheit seiner Wege erkennen mögest. Ich meines Orts wünsche, daß ich forthin dir allemal durch etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich sey ꝛc.

Man betrachte nur die Erweiterung der Ursache, (Aetiologie) und sehe, ob sie natürlich ist. „Ihre (der verstorbe„nen Frau) Gottesfurcht, Häuslich„keit, erbauliche Kinderzucht, unge„färbte Liebe gegen ihrn Eheliebsten „und ihre ungemeine Bescheidenheit „und Freundlichkeit in dem Umgange „mit jedwedem ist werth, daß alle, „welche den Werth einer Ehefrauen „von solcher Beschaffenheit, wie die „Deinige gewesen, erkennen, den Ver„lust mit Dir beklagen, den du insbe„sondere erlitten hast ꝛꝛ„. Das heißt,

deucht mich einen Gedanken nicht erweitern, sondern durch überflüßige Begriffe beschweren, und durch eingeschobne Worte aus einander dehnen. Man sieht dieser Erweiterung das Studierte, das Mühsame, auf allen Seiten an; und eben dieses Mühsame und Gesuchte ist wider den Affekt der Traurigkeit, den ich dem andern zu erkennen geben will. Um diese Ursachen auszudenken, brauche ich Gelassenheit und Nachsinnen. Wenn ich also die Gründe gleichsam in einer Schlachtordnung nach einander hinstelle: so zeige ich an, daß ich nicht sehr bestürzt gewesen seyn muß. Keine Ordnung würde bey dieser Gelegenheit die beste Ordnung gewesen seyn. Wer pflegt gegen seinen Freund so stuffenweise zu declamiren, wenn er ihm mündlich sagen will, daß er den Verlust seiner Frau bedaure? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wenn er mit ihm von ihrem Tode spricht? Wäre der Verfasser wirklich gerührt gewesen, so würde ihm bald dieses, bald jenes, von diesen Um-

ständen eingefallen seyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; so pflegen wir im Affekte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte sich in keine Chrie zwingen lassen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, sondern an seine armen Freunde gedacht, und seine Empfindungen niedergeschrieben: so würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden seyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beyden Sätze: Ihre wackere Frau ist gestorben, ich bin betrübt darüber; bieten sich durch die Sache selbst an, und die Chrie sagt nichts mehr, als daß ich diesen vor, und jenen nachsetzen kann, oder umgekehrt. Dieses hat man vorher auch gewußt. Die Erweiterung hat dem Verfasser zu einem einzigen ängstlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe ist alles willkührlich hinzu gesetzt, und der junge Mensch muß es entweder in ähnlichen Fällen erfinden, oder dieses Modell getrost abschreiben. Sollte man also wohl

junge Leute nach solchen Methoden in Briefen anführen, wenn sie auch nicht unnatürlich wären? Das beste Mittel, diese Methoden zu widerlegen, sind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme sie, und sage uns, in welcher Form sie geschrieben sind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der sich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlußrede zwingen läßt. Diese guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus diesen Exempeln sehen wir nichts mehr, als daß es keine abgemessene Ordnung giebt, die man schon im Vorrathe hat, ehe man den Brief schreibt: sondern daß die Vorstellung des Inhalts jedesmal die Einrichtung giebt; daß diese nicht gezwungen seyn darf; daß sie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlassen ist. Junge Leute werden tausendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu lesen giebt, und sie auf eine brauchbare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald sehen,

hen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die sich zur Sache schicken, ausfüllen soll. Man mache sie auf die natürlichen, und oft blos wegen ihrer Einfalt schönen Stellen auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerksam. Man lasse sie oft aus wohlgeschriebenen Briefen einen trocknen und kurzen Inhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Inhalt belebt, und ausgeführet hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen ist; wie er alles verderbt haben würde, wenn er diesen oder jenen Gedanken mehr auseinander gewickelt hätte. Man mache oft selbst einen Hauptinhalt aus einem solchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage sie, wie sie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwischengedanken durch Fragen erfinden. Man lasse sie den Brief aufsetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original selbst*. Dieses wird die

* Bey der Durchsicht ihrer Briefe folge man der Vorschrift des Erasmus: neque sat habeat doctor ma-

Fähigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, sondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geschmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel versuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebster Freund!

Fahren Sie doch heute mit mir spatzieren. Es ist so schönes Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne ihre Gesellschaft keines haben werde. Wenn Sie mir

manifesta sermonis vitia castigare, verum si quod verbum parum elegans, si minus ornatum, si sordidum, si durius translatum - - si quid absurdius compositum, si quid asperum, si quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum si quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: si quid additum, quod non cohaereat: si quid praeteritum, quod inseri oportetebat, si quod argumentum futile, vanum, translatum, aut alioqui vitiosum: si quod decus parum feliciter affectatum: si jocus sit frigidior: si languidius dictum, quod acrius oportebat: sicubi a decoro fuerit recessum: si tractationis color parum prudenter sit delectus: si verbosius tractatum, quod oportebat brevius: aut si brevius perstrictum, quod fusius erat tractandum. Nec simul tamen omnia reprehendet praeceptor, sed alias alia. De conscrib. epist. p. m. 52.

mir dieses sagten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn ich also einen jungen Menschen nach diesem Exempel üben wollte: so würde ich ihm sagen, er sollte an einen guten Freund schreiben, und ihn bitten, daß er heute mit ihm spatzieren führe. Thun sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Lust hätten, spatzieren zu fahren; was würden Sie ihrem Freunde bey dieser Gelegenheit mündlich sagen? „ Daß ich Lust hätte spatzieren zu fahren; daß heute schönes Wetter wäre; daß er mir einen großen Gefallen erweisen würde, wenn er mit mir führe„. Aber ist das nicht zu viel begehrt, daß er blos Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll? „ Nein, er kann ja eben das Vergnügen in meiner Gesellschaft haben, das ich in seiner habe. „ Wollen Sie ihm dieses sagen? Fühlen Sie nicht, daß es zu stolz gesprochen ist? Bleiben Sie dabey, daß er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren soll; aber wenden Sie den Gedanken so, daß

er

er vortheilhaft für ihren Freund wird. Lassen Sie ihm sehen, wie sehr Sie ihn lieben. „ Ich will ihm also sagen, daß „ ich überhaupt ohne seine Gesellschaft „ kein Vergnügen genießen könnte. “ Ich dächte, Sie ließen das überhaupt weg. Der Gedanke ist zu allgemein, und klingt zu schmeichlerisch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn blos auf die jetzige kleine Reise ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und sagen Sie mir nunmehr, wie Sie schreiben wollen. = =

„ Ich werde schreiben:

„ Haben Sie doch die Gewogenheit für „ mich, und fahren Sie heute mit mir „ spatzieren. Es ist ein so schöner Tag, „ und ich sage Ihnen, daß ich ohne „ Ihre Gesellschaft kein Vergnügen auf „ dieser Reise haben werde. „ Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er soll Ihnen einen Gefallen thun. „ Ich will ihm „ sagen, daß ich ihm wieder eben die-

sen,

„ sen, oder einen andern Gefallen erweisen will.“ Ich will also fortfahren: „ Sie können versichert seyn, daß ich „ Ihnen eben diesen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen werde. „ Diese Stelle ist mir zu matt. Ihr, Sie können versichert seyn, ist nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daß Sie ihm eben diesen Gefallen wieder erweisen wollen, ist gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: „ Ich will Ihnen alles wieder zu gefallen thun, wenn Sie mir diese Freude „ machen. „ Wollen Sie noch was weiter sagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? „ Ich bitte noch einmal. „ Wie wollen Sie also schließen? „ Thun Sie es „ doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, „ ich bitte Sie recht sehr. „

Nunmehr würde ich seinen Brief gegen den ersten halten. Ich würde ihm zeigen, daß seine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein besonderer

rer Zierath in einem freundschaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daß die Stelle: „ untersuchen Sie nicht, „ wie viel Sie Vergnügen auf dieser „ Reise haben werden; denken Sie „ vielmehr daran, daß ich ohne Ihre Ge- „ sellschaft keines haben werde, „ weit besser sey, als die seinige: „ Ich sage „ Ihnen, daß ich ohne Ihre Gesellschaft „ kein Vergnügen auf dieser Reise haben „ werde. „ Die erste ist natürlicher. Sie erinnert ihn an sein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reise entschließen sollen. Sie benimmt dem andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobspruch. Der Lobspruch selber wird bescheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf diese Art kann man jungen Leuten sagen, wie sie einen benannten Gedanken durch die Wendung auf gewisse Art neu machen können; wie sie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müßen, wenn er gefallen soll.

Ich

Ich würde ihm endlich sagen, warum der Schluß in dem ersten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluße seines Briefs hätte. Wüßte ich einen gezwungenen Brief von eben diesem Inhalte: so würde ich ihn solchen lesen lassen, und ihn nöthigen, mir sein Urtheil zu sagen. Es steht einer in Junkers Briefsteller, der eben diesen Inhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund!

Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich kein Vergnügen genießen kann, wenn Sie durch ihre werthe Gesellschaft mir solches nicht gleichsam erst angenehm machen. Da nun heute überaus schön Wetter ist, welches mich anreizet, eine Spatzierreise zu thun: so bitte ich mir die Ehre Ihrer Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden sodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er würde mir das Gezwungene in der Verbindung, und in den Perioden das Matte, das Fremde in den Worten und Re=

Redensarten aufsuchen, und mir die Ursachen sagen müßen. Diese Arbeit stärkt die Einsicht, und vermehrt den guten Geschmack oder die geschwinde und zarte Empfindung das, was schön oder nicht schön ist, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen schön macht, in seinen Verstand eindrücken. Es ist oft keine Ursache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen üblen Geschmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geschmack an schönen Beyspielen kennen zu lernen, oder weil wir uns zuerst an schlimme Exempel gewöhnet haben.

Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt. Gefällt uns einer besonders: so ziehe man, wie ich schon gesagt

habe, den Hauptinhalt in Gedanken heraus, und sehe, wie ihn der Verfasser einzukleiden gewußt hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefüllt, und zu seiner gehörigen Größe gebracht. Man bemerke ferner die Umstände, wodurch der Verfasser zu diesem oder jenem Einfalle gekommen ist, und wie sie sich an der Sache dargeboten haben. Man sehe, wie er sich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewußt. Wir haben leider noch wenig gut gedruckte Briefe im Deutschen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen lesen können*, oder sich mit Uebersetzungen behelfen wollen.

Will

* Unter der großen Menge französischer Briefe sind diejenigen, die wir von der Babet, der Marquisin von Sevigne, von ihrem Vetter, dem Grafen Büssy Rabütin, von dem Grafen von Estrades, von Crebillon, dem Jüngern, von Racinen, dem Aeltern, von Rousseau, und von Voltairen in seinen Werken haben, unstreitig die besten. Man findet die Briefe der Babet in den lettres de Respect, d'Obligation & d'Amour de Mr. Boursault. à Paris 1667. Dieses muntre und witzige Mädchen beschämt den Boursault sehr durch ihre Briefe. Es sind ihrer kaum dreyßig. Boursault sagt in der Vorrede,

Will man sich selber im Briefschreiben üben: so wird man sehr wohl thun, wenn man im Anfange gute Briefe übersetzt. Allein diese Arbeit ist sehr gefährlich, wenn man sie ohne Aufseher unter-

rede, daß er die andern weggeliehen, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die seinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von Sevigne an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geschrieben, ist bekannt. Man hat sie in 6. Bänden zu Haag 1726. wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniß von dem damaligen französischen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verstehen, oder nicht genug schmecken. Sie sind von 1670. an geschrieben. Die Briefe des Büssy würden vielleicht noch schöner seyn, als sie sind, wenn der General, der Staatsmann, der Akademist, weniger darinn redete; mit einem Worte, wenn der Graf nicht eben so stolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Estrades, die zu Brüssel 1706. in fünf Bänden unter dem Titel, Lettres, Mémoires & Négociations, heraus gekommen sind, und die er als französischer Abgesandter in Holland geschrieben, sind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten schreiben wollen. Sie haben als Nachrichten das Verdienst, das aus der Kürze mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunst entsteht mit einem Prinzen zu rathschlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu schonen, ohne sie zu verändern. Es sind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche sein Herr, der König, und Lionne an ihn geschrieben haben. Crebillons Briefe (Lettres de Ma-

unternimmt, und nicht Einsicht genug in beyde Sprachen hat. Man kann das schönste Original durch eine halbgetreue Uebersetzung verderben. Das heißt nicht getreu übersetzen, wenn man nur den

Sinn

Madame de M** au Comte de R**) verdienen in Ansehung der Moral nicht angepriesen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer schreibt an Ihren Liebhaber. Es ist wahr, daß sie bey ihrem Tode sehr unruhig wird; daß sie sich die größten Vorwürfe macht; und vielleicht soll dieses die Lehre seyn. Aber sie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieses auch eine Lehre seyn? Außerdem sind sie eine Originalgeschichte des menschlichen Herzens, wenn es liebt. Sie sind natürlich geschrieben, so bald man ein Frauenzimmer von Verstande und von der Gemüthsart der Marquisinn voraussetzt. Eben so genau schildern die Briefe der Ninon L'Enclos (Lettres de *Ninon* de *l'Enclos* au Marquis de Sevigne. *à la Haye* 1750.) das menschliche Herz ab, und sie würden es noch genauer abschildern, wenn sie nicht manchmal besondere Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgensten Geheimniße der Liebe so scharfsinnig, daß man die erhabne Enthusiasterey der platonischen Liebe nicht mit stärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen sie einzuwenden haben, wenn sie sich nicht zuweilen ein wenig allzusehr auf die andre Seite schlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend absprächen, und sie ganz für eine sinnliche Empfindung ausgeben wollten! Manche Wahrheit würde vielleicht der Leser lieber aus dem Munde einer Mannsperson, als aus

dem

Sinn seines Autors ausdrückt. Ich muß auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck seiner Gedanken genau beybehalten: oder wo dieses in meiner Sprache nicht mehr angeht, beydes mit

dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers hören wollen. Doch der Verfasser oder die Verfasserinn, hätten keine bessere Person zu ihren Briefen wählen können. Wenn sie ein Frauenzimmer schreiben sollte: so konnte sie eine l'Enclos am ersten schreiben. Uns deucht, daß sie den Briefen des Crebillon noch vorzuziehen sind. Doch wer weiß, ob sie ihn nicht selber zum Verfasser haben. Racinens Briefe findet man in den Mémoires de Jean Racine, die sein Sohn vor etlichen Jahren heraus gegeben. Sie sind nicht allein als Briefe schätzbar, sondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieses vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit seinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit seinem Sohne reden, so ist er immer Racine. Er ist es sogar in den Briefen, die er in seinen ersten Jahren geschrieben, und sein noch nicht reifer Witz verräth doch schon den künftigen großen Geist. Die Briefe des Fontenelle verdienen, deucht mich, größten Theils immer noch eine Stelle unter den guten sinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Gesuchten vor; aber wann weiß ein Fontenelle nicht seine Fehler durch Schönheiten zubedecken? Man hat von diesen und von Crebillons Briefen eine deutsche Uebersetzung; die erste ist von dem Herrn Professor von Steinwehr, und die andre von Herrn Strauben. An den sinnreichen Werken der Frau von Lambert (Oeuvres de Madame la Marquise de Lambert, à Lau-

mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechseln wissen. Dazu gehört viel Geschmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdessen hat das behutsame Uebersetzen einen doppelten Vortheil.

Lausanne 1747.) stehen auch einige schöne Briefe, davon man aber die meisten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Kritik, als Briefe im eigenen Verstande nennen könnte. Wer den feinen Geschmack des St. Mard kennt, der wird sich auch von seinen galanten und philosophischen Briefen, welche den zweyten Band seiner Werke ausmachen, nicht wenig versprechen können, obgleich der Verfasser selbst davon das Urtheil fällt, daß sie zum Theil vielleicht zu tiefsinnig, zum Theil als ein Werk seiner Jugend, zu schimmernd wären. Richelet hat eine Sammlung von Briefen verschiedener französischer Scribenten auszugsweise in zween Bänden herausgegeben, uno sie unter gewisse Klassen gebracht. Ich zweisle, daß er recht gut gewählt hat. Man findet von dem ersten Theile ein langes Verzeichniß von Briefschreibern seiner Nation; und wer ein noch längeres sehen will, der lese den Herrn Arenhold in seinem Conspectu Bibliothecae universalis - - Epistolarum, 38. = 58. Seite. *Hanov*. 1746. Man hat im Italienischen beynahe eine eben so große Menge Briefe, als im Französischen, gute und schlechte. Annibal Caro, Guidiccioni, Bonfadio, Bembo, Bentivoglio, Loredano, uod Lupis sind bekannt. Die Briefe des Annibal Caro (Lettre famigliari. Venet. 1574. II. Vol.) und des Bonfadio nehmen unter den guten, so wie des Loredano und Lupis seine unter den schlechten Briefen die ersten Stellen ein. Caro unterscheidet sich

nicht

Man wird mit den Schönheiten eines Originals besser bekannt, und man bereichert seinen Ausdruck, weil man genöthiget ist, die Wörter und Redensarten seiner Sprache in Gedanken aufzusuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu schwächen, und doch auch ohne undeutsch zu reden *.

Wenn man endlich selbst Briefe schreiben will, so vergesse man die Exempel, um sie nicht knechtisch nachzuahmen, und fol=

nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungne in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienst, das man ihm in Ansehung der Neuigkeit und Schönheit der Sprache zugestehen muß, macht seine Schreibart schätzbar. Und man muß sich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande gewesen ist, die frostigen Metaphern und die gothischen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerksamkeit zu würdigen.

* Cicero sagt, daß er in seinen jüngern Jahren diesen doppelten Vortheil, durch das Uebersetzen der griechischen Reden erlangt habe: Postea mihi placuit eoque sum vsus adolescens, vt summorum oratorum graecas orationes explicarem, quibus lectis hoc assequebar, vt, cum ea, quae legerem graece, latine redderem, non solum optimis verbis vterer, & tamen vsitatis, sed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae noua nostris essent, dummodo essent idonea. L. I, de *Orat. p.* 305. *l. c.*

folge seinem eigenen Naturelle. Ein jeder hat eine gewisse Art zu denken und sich auszudrücken, die ihn von andern unterscheidet. Diese soll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber sie nie unterdrücken, sonst wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: so würde die Aufmerksamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einschlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unser Vergnügen, und wer seiner eigenen Art zu denken nicht folgt, der benimmt sich das sicherste Mittel dem andern zu gefallen, und etwas neues zu sagen. Wer sich gar nichts, sondern alles seinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur seinem Beyspiele kümmerlich folgen*, der wird ihm nicht allein nicht glei-

* Eum nemo potest aequare, cujus vestigiis sibi vbique insistendum putat. Necesse est enim semper sit posterior, qui sequitur. Adde, quod plerumque facilius est plus facere, quam idem. *Quintil.* L. X. c. 2. Turpe etiam illud est, contentum esse

gleichen, sondern auch stets unter ihm seyn. Ueber dieses ist es meistentheils leichter, mehr zu thun, als eben dasselbe zu thun: und eben so unanständig, blos auf andrer Kosten zu schreiben, als auf andrer Kosten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden seyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte:

Man vergesse im Schreiben nicht, daß der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meistens in der Nähe liege, und daß viele nur darum schlechte Briefe schreiben; weil sie beydes in der Ferne suchen, und sich dessen nicht bedienen wollen, was ihnen die Sache und die Beschaffenheit der Personen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie suchen, und kommen dadurch aus den Gränzen

esse id consequi, quod imiteris. Nam rursus quid erat futurum, si nemo plus effecisset eo, quem sequebatur? *ibid.*

zen des Natürlichen*. Die Kunst soll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daß die gewöhnlichen Vorstellungen keinen Ekel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir schreiben, erzeugen die meisten Gedanken in Briefen. Man sey also aufmerksam auf die kleinen Umstände, welche die Gelegenheit darbietet, um sich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich ist, den wird nichts rühren, als das Grobe von einer Sache,

* Plerumque optima rebus cohaerent & cernuntur suo lumine. At nos quaerimus illa, tanquam lateant semper, seque subducant, ita nunquam putamus circa id esse, de quo dicendum est; sed ex aliis locis petimus & inuentis vim afferimus. *Quintil.* L. 8. *Procem.* Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieses vortrefflichen Anführers in der Beredtsamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: Si non resupini, spectantesque tectum, & cogitationem murmure agitantes, expectauerimus, quid obueniat; sed quid res noscat, quid personam deceat, quod sit tempus --, intuiti, humano quodam modo ad scribendum accesserimus: Sic nobis & initia, & quae sequuntur, natura ipsa praestabit. Certa sunt enim plerumque, &, nisi conniueamus, in oculos incurrunt: ideoque nec indocti, nec rustici diu quaerunt, vnde incipiant. Non ergo putemus semper optimum esse, quod latet. L. X. c. 3.

und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache sieht, so bekömmt man viele und also auch neue Vorstellungen. Auf diese Art entstehet das Volle und das Muntre in der Schreibart. Wer unter vielen Vorstellungen, durch die Hilfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichtesten, feinsten und nöthigsten wählen, und einen gewissen Wohlstand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiß gute Briefe schreiben. Aus diesem Grunde kann man sich sagen, woher es kömmt, daß die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe schreiben, als die Mannspersonen *. Die Empfindungen der

* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine sehr schöne Stelle aus dem la Bruyere anführen: Elles (les Lettres de Balzac & de Voiture) sont vuides de sentimens, qui n'ont regné que depuis leur tems, & qui doivent aux femmes leur naissance. Le sexe va plus loin que le nôtre dans ce genre d'écrire: elles trouvent sous leur plume des tours & des expressions, qui souvent en nous ne sont l'effét que d'un long travail & d'une pénible recherche; elles sont heureuses dans le choix des termes, qu' elles placent si juste, que tout connus qu'ils sont, ils ont le charme de la nouveauté, & semblent être faits

der Frauenzimmer sind zarter und lebhafter, als die unsrigen. Sie werden von tausend kleinen Umständen gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, sondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorstellung macht bey ihnen geschwind der andern Platz, daher halten sie sich selten bey einem guten Gedanken so lange auf; wir fühlen ihn stärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken selbst sind, wie ihre Eindrücke, leicht; sie sind ein scharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer sorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil sie nicht durch die Regeln der Kunst ihrem Verstande eine ungewöhnliche Richtung ge-

faits seulement pour l'usage où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un seul mot tout un sentiment, & de rendre délicatement une pensée qui est délicate. Elles ont un enchaînement de discours inimitable, qui se suit naturellement, & qui n'est lié que par le sens. Si les femmes étoient toujours correctes, j'oserois dire, que les lettres de quelques-unes d'entre-elles seroient peut-être ce que nous avons dans notre Langue de mieux écrit. Tom. I. p. 152.

gegeben haben: so wird ihr Brief desto freyer und weniger ängstlich. Sie wissen durch eine gewisse gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanständige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tischgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und diese gute Empfindung der Harmonie unterstützt sie auch im Denken und Briefschreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zusammen gehören, so zu stellen weiß, daß eins das andre erhebt, der wird auch seine Gedanken in einem Briefe gut wählen, und geschickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geschmacke aufgewachsen sind; die ihren Verstand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebessert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwissende Frauenzimmer, nicht solche, vor welchen Juvenal * die Männer warnt:

Non

* Juv. Sat. 6.

Non habeat matrona, tibi quæ juncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum sermone rotato
Torqueat enthymema, nec historias sciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterscheidungszeichen in einer Rede unwissend seyn, und immer noch sehr schöne Briefe schreiben. Und es ist keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daß die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die sie an den Boursault geschrieben, von den größten Kunstrichtern für die natürlichsten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne fließt stets von den lebhaftesten Empfindungen der Freundschaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erstaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man fürchtet, sie werde sie übertreiben, sie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben diese große Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch eckelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne

ne schön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwissend an. Man gefällt sich bey dem, was man fühlt, und man würde unzufrieden seyn, wenn sie anders geredet, sie weniger frey, sich behutsamer ausgedrückt, und eine gewisse liebenswürdige Nachläßigkeit vermieden hätte. Sie ist außer der Stunde ihres Affekts in den Augenblicken, wenn sie erzählt, oder scherzt, eben so lebhaft in ihren Vorstellungen eben so fruchtbar an Bildern, eben so naif bey Kleinigkeiten.

Obgleich alle Briefe natürlich seyn sollen: so müßen es doch die am meisten seyn, in welchen ein gewisser Affekt herrscht. Wenn man also dem andern seine Traurigkeit, sein Mitleiden, seine Freude, seine Liebe in einem hohen Maße zu erkennen geben, oder in ihm selbst die Empfindung erwecken will: so lasse man sein Herz mehr reden, als seinen Verstand, und seinen Witz gar nicht. Man wisse von keiner Kunst, von keiner Ordnung in seinem Briefe. Der Beweis dieser Regel liegt in den Affekten selber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht

zärt=

zärtlich ist, dem verstattet seine Empfindung nicht an das Sinnreiche, oder an eine methodische Ordnung zu denken. Er beschäfftigt sich mit nichts, als mit seinem Gegenstande. Von diesem ist er voll, und seine Gedanken sind geschwinde und abgedrungene Abdrücke seiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefühle, stark und unterbrochen seyn. Wie unser Herz, wenn es in Wallung ist, geschwinder und stärker schlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: so unterbricht auch der Affekt die gewöhnliche Art zu denken, und sich auszudrücken. Es ist also in solchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunst und Mühe verräth. Es wird eine gewisse Stille und Ruhe des Geistes erfodert, wenn wir unsere Vorstellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegensätze und andre witzige Einfälle fallen sollen. Der Affekt aber läßt uns zu dieser Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es sey so schön als es will, ist in solchen Briefen allemal verwerflich.

Man

Man muß aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten sorgen. Unser Gedächtniß wird uns diejenigen schon eingeben, die den Leidenschaften eigen, und deswegen die kräftigsten sind. Ein verwägner Ausdruck, der sonst nicht gebräuchlich ist, kann im Affekte schön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten; oder in andern Worten, kann in einem solchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht oder nicht genug gesagt zu haben, die uns stets vor den Augen schwebt. Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit überflüßig ist, kann in dergleichen Briefen natürlich seyn. Kurz, wer die Betrübniß, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht schwer seyn, davon zu reden, es müßte ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böser Geschmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht über-

trie-

triebenen Trauerschreiben sehen will, der lese Neukirchs Brief an die Frau von Bajanowsky *, über den Tod ihres Gemahls.

Allein wird man sagen, wenn man nun selbst nicht gerührt ist, wie soll man denn da schreiben? Wie viel Condolenzbriefe; wie viel Freudensbezeugungen müßen wir nicht mit kaltem Blute aufsetzen? Unser Herz nöthigt uns nicht dazu, sondern die Mode, der Wohlstand, der bloße Name eines Freundes, eines Klienten. Man stellt sich, als ob man etwas wäre, das man nicht ist. Gut! Wer eigennützig genug ist, sich zu verstellen, oder wer dazu gezwungen ist, der behält doch allemal in seinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorstellen will. Er wird sich doch erinnern können, wie er selbst, oder andere, bey dergleichen Gelegenheiten im Affekte zu reden pflegen. Diese Sprache muß er

* S. Neukirchs galante Briefe, am Ende des Junkerischen Briefstellers S. 210. Man findet diese Briefe auch bey einer Uebersetzung der Briefe des le Pays, die zu Hamburg 1730. heraus gekommen; desgleichen in Volks Briefsteller.

er nachahmen, wenn man nicht sein kaltes und verstelltes Herz entdecken soll: allein er muß sie nicht übertreiben. Er muß allen Vergrößerungen und Künsteleyen entsagen, damit sein Affekt nicht studiert, oder komisch werde. Er erinnere sich folgender Erzählung:

Ein junger Mensch, der, wenn er Briefe schrieb,
Die Sache kunstreich übertrieb,
Und wenig gern mit stolzen Formeln sagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerschreiben vor,
Darinn er einen Freund beklagte,
Der seine Frau durch frühen Tod verlohr,
Und ihm mit vielem Schulwitz sagte,
Daß nichts gewisser wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu schwer und zu studiert zu seyn.
Was haben Sie denn sagen wollen?
„ Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„ Daß er ein Weib verlohr, die er mit Recht geliebt,
„ Und meinem Wunsche nach stäts hätte haben sollen;
„ Daß ich von Lieb und Mitleid voll,
„ Nicht weiß, wie ich ihn trösten soll,
„ Dieß ungefähr, dieß hab ich sagen wollen.

Mein

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum sind Sie sich denn durch Ihre Kunst zuwider?
O schreiben Sie doch nur, was Sie mir sagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich seyn.

Ueberhaupt läßt sich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geist des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und an gewisse betrübte oder freudige Fälle, oder an gewisse Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrstage gebunden hat. Sie sind die beschwerlichsten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die schlechtesten. Es sind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verstellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich ansieht. Es sind ausgedehnte, frostige, übertriebne Complimente. Die Materie verändert sich in diesen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünschen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit ist nur die Ursache dazu. Wer kann von einem

so unfruchtbaren Inhalte etwas anständiges sagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Person oft selbst nicht betrübt ist, an die man schreibt; wer kann sich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünschen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloßes Compliment läßt sich seiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schlußformeln nehmen, ist pedantisch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, ist eben so viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht hersagen, sondern meinen Gönnern nach den Noten absingen wollte. Wenn nicht das besondre Verhältniß, das zwischen mir und dem Gönner ist, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Aus-

füllung solcher Complimente, hergiebt; kurz, wenn die Beschaffenheit der Personen, und gewisser zufälliger Umstände, uns nicht bey solchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: so werden solche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, große Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und zu condoliren unter ihren Klienten abkäme. Wie oft muß nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage oder an seinem Geburtsfeste, überhäuft von den schriftlichen Complimenten seiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miser jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel sind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will: wenn sie auch, unsre Ehrfurcht zu bezeigen, geschrieben werden: so sind es doch so ungewisse und durch die Mode so verdächtig gewordne Zeichen, daß uns oft angst dabey werden muß, wenn wir uns ihrer bedienen. Man lese zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

Meine Schuldigkeit erfodert, Ew. Excellenz bey dem Eintritte des neuen Jahres meinen unterthänigsten Glückwunsch abzustatten. Allein ich suche die Worte vergebens, wodurch sich das alles ausdrücken ließe, was man Ihnen wünschen muß, wenn man das Verlangen seines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewisse Belohnung der Verdienste: so werden Ew. Excellenz mit diesem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückseliger Tage antreten. Ich werde nie ablassen, um die Erfüllung dieser Wünsche die Vorsicht anzurufen, und mit der ersinnlichsten Ehrerbietung zu beharren ꝛc.

Man fühlt den Zwang in diesem Briefe, ob er gleich in seiner Art noch erträglich ist. Es ist nicht gerade zu, es ist durch einen kleinen Umweg gewünscht, und dadurch hat der Wunsch die Länge eines Briefes erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunstgriff zu sehr. Der Wunsch ist nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaßt, und auf diese Art hat er zwar das Alltägliche verlohren; aber eben dadurch ist er rednerisch geworden. Unterdessen glaube ich doch, daß man besser thut, wenn e in

mal solche Briefe geschrieben werden sollen, daß man sie durch eine Tour verlängert, als daß man den Wunsch auf die Folter spannt, und alle seine Theile unförmlich sehen läßt; daß man, sage ich, besser thut, wenn man ihn in seine Worte einkleidet, als wenn man sich der Kanzleysprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch seine kuriösen Hof- und Staatsschreiben, und durch seinen Vorrath wohlstylisirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieser letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen:

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allem hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeugung Unsrer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem gesegneten Eintritte dieses instehenden neuen Jahrs zu gratuliren, mit dem aufrichtigsten Beywunsch, daß der Allerhöchste Ew. Liebden in diesen und vielen folgenden Jahren mit aller selbst wählenden Fürstlichen Prosperität, und demjenigen, was sonst zu Dero Contento gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle: die wir Ew. Liebden unter ausbittender Continuation

Dero hochschätzbaren Freundschaft und Wohlwollens zu Erweisung ꝛc. ꝛc.

So muß man schreiben, wenn man wohlstylisirt schreiben will. Außer der Armuth des Inhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Respect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe schwer und steif. Man soll mit großen Herren nicht frey reden; und was ist alsdann möglicher, als daß man ängstlich spricht? Man soll demüthig und ehrerbietig sprechen; und wie leicht kann diese Sprache kriechend und sclavisch werden? Man soll mit großer Behutsamkeit reden, und aus großer Behutsamkeit wird man oft kostbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels schränken die natürliche Art, zu denken, so sehr ein, daß man diese oft unterdrücken muß, wenn man jenes beobachten will. Die Art unsrer langen und großen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Gesetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abstrakta gemacht, und den gnä-

digen

digen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und so weiter verwandelt. Man soll nach dem Befehle der Briefsteller diese Titulaturen an bestimmten Stellen wiederholen. Dieses muß nothwendig Eckel und Bangigkeit im Ausdrucke verursachen. Man soll nicht, wie man wenigstens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, sondern durch Dieselben, Dero, Deroselben, Höchstdenenselben, reden. Und wenn alles dieses nicht die Grammatik beleidigte: so beleidigt es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: so muß man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weise unverbunden gesagt werden wollen, in einen Perioden zwingen. Unsere Anführer treiben uns noch weiter. Wir sollen aus Ehrerbietung für andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrengen, und zum Exempel nicht sagen: Nachdem ich so glücklich gewesen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, sondern: Nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich so glücklich gewesen bin. Diese und

noch viele andere Kleinigkeiten, die man beobachten soll, machen es beynahe unmöglich, einen solchen Complimentbrief natürlich abzufassen. Sie stören die freye Art zu denken, so wie vielleicht die weitschweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht stören, wenn wir, indem wir z. E. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey bis dreymal Athem holen muß.

Die Bittschreiben und Danksagungsbriefe an große Herren sind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Inhalt, dazu sich immer verschiedne Umstände, verschiedne Gedanken anbieten, die man von der Großmuth, von dem edelmüthigen Bestreben seines Gönners, uns und andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten selbst, die er uns schon erwiesen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, andre zu unserm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, sind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daß sie uns zu übertriebnen Gedanken

bringen werden, als daß sie uns gar keine eingeben sollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an große Herren mehr Schmuck vertragen als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht schläfrig sprechen soll: so muß man sich doch auch nicht dem Balzacischen oder Voiturischen Geschmacke überlassen, und weder ohne auszuruhen, noch auch, was der größte Fehler dieser Männer ist, immer auf einen Schlag sinnreich seyn. Muntre Köpfe sind diesem Unglücke am leichtesten unterworfen. Es hat diesen beyden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, sie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn stets anbringen, es koste, was es wolle. Alles, was sie betreten, soll eine Rose werden. Sie verschwenden ihre Hyperbolen in den Lobsprüchen, ihre Gegensätze in dem Scharfsinnigen. Sie werden also, zur Unzeit und gezwungen, sinnreich in ihren Briefen. Endlich sind sie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beste ermüdet, wenn es immer eben dasselbe

bleibt. Voitüre ist ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigstens sind einige von seinen scherzhaften Briefen * angenehm zu lesen. Boileau hat beyder Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt **, und seine Nachahmung ist die beste Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzacischen Schönheiten

* Der Herr von Voltaire setzt die Zahl derselben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daß die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Boursault und le Pays (S. seinen Temple de Goût.) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daß der Herr Voltaire den Büssy mit seinen Briefen nicht in den Tempel lassen will, scheint ein kleine Tyranney zu seyn. Die Fehler seiner Briefe sind Fehler seines Herzens, und nicht seines Verstandes. Die Sprache seiner Eigenliebe ist beschwerlich, das beständige Wehklagen über sein Unglück ist ein Fehler; aber deswegen hört seine Schreibart nicht auf, natürlich, leicht und fein zu seyn. Pitavall beschwert sich über diesen Ausspruch des Herrn Voltaire: Il lui a fait une aussi grande injustice, qu'on la lui feroit, si on ne l'y plaçoit même: je ne crois pas que nous ayons rien dans le stile Epistolaire, qui surpasse le stile fin & aisé du Comte de Bussy. S. *Causes célèbres* Tom. VI. p. 317.

** S. den vierten Theil seiner Werke, d. 93. S. Amst. Ausg.

ten mag folgender Brief* an die Marquisinn von Montausier seyn. E wünscht ihr zu ihrer Niederkunft Glück:

Madame!

Ob mich gleich meine Krankheiten von den Pflichten des bürgerlichen Lebens befreyen: so will ich mich doch meines Privilegii heute nicht bedienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Privilegia aufhören müßen, und sie haben uns eine so gute Nachricht von sich hören lassen, daß ich darüber vergessen habe, daß ich krank bin. Sie hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlummer zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs Siegen, und die Triumphlieder der öffentlichen Zeitungen mich zu ermuntern nicht vermögend waren. Sie hat mir die Freude gegeben, so wenig ich auch fähig war, Freude anzunehmen. Da sie mir nun diese süße Gemüthsbewegung wieder gegeben hat, die ich gar verlohren zu haben glaubte: so halte ichs für meine Schuldigkeit, Ihnen Madame, für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde. Die Festrage ihres Hauses sind keine Privatfeste, und bilden Sie sich ja nicht ein, daß sie nur für sich allein glücklich sind. Nein, Madame, es ist ein Licht, womit Sie die Welt ausgeschmückt haben; es ist ein Glück, das Sie unserm Jahrhunderte zuwege gebracht haben.

Und

* Lettres de Mr. *Balzac*, à Amsterd. 1664. 356.

Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: so wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophetisch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was sich von zwo Personen herschreibt, für die ich eine so hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwägne Wünsche thun, wenn sie dieselben erfüllen sollen. Und weil die vortreffliche Erziehung nicht weniger von Ihnen selbst herkommen soll, als die vortreffliche Geburt: so glaube ich, auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu seyn, als ich jetzt in der Versicherung bin, zeitlebens zu seyn ꝛc. ꝛc.

Dieser Brief läuft von den Schönheiten der Vergrößerung und des Gegensatzes über. Jeder Period hat etwas von diesen beyden Stücken. Gleich in dem zweyten erscheint eine überflüßige Sentenz. Der dritte ist eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden setzt er Freude geben, und Freude annehmen, einander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der süßen Emfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu stellen. Er fährt fort: „ Ich „ habe es für meine Schuldigkeit erach-

„ tet

„ tet, Ihnen für mein eignes Vergnü-
„ den zu danken: das ich in dem Ihri-
„ gen finde. „ Wieder ein sinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechselt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquisinn die Welt ausgeschmückt. Nunmehr spielt er mit den Worten Poet und Prophetisch. Er entschuldiget sich unmittelbar darauf wegen des Prophetischen in einem Gegensatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünstelt ist nicht der Schluß! Balzac gleicht beynahe in seinen Briefen einem Menschen, der nach dem Takte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald einen Seitenpas, bald einen Vorpas macht, darauf eine Capriole schneidet, und wenn er sich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuße battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen sagen, deren Inhalt aus blossen Erzählungeu bestehet. Sie scheinen die leichtesten zu seyn, so wie sie

vielleicht die gebräuchlichsten und nothwendigsten sind. Wenn man nichts sagen will, als das heute dieser Fall, morgen ein andrer sich zugetragen hat: so wird freylich nichts leichter seyn. Aber dieses heißt eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht blos wissen, was vorgegangen ist, sondern oft auch, wie es erfolgt ist. Wir wollen eine Sache in den Umständen wissen, durch die sie eine Begebenheit geworden ist; allein, wir wollen sie auch bald wissen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus diesem Grunde entstehen die Hauptugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Diese beyden Regeln zu vereinigen, ist die Kunst im Erzählen. Man muß die Umstände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muß die Ordnung nicht stören, in welcher sie aufeinander gefolget sind. Man muß die geringen bald außen lassen, bald etliche in einen zusammen ziehen, das heißt, sein Gedächtniß, seine Augen und Ohren mit Verstande ausschreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig

ist. Diese Art zu erzählen ist schon ein großes Verdienst für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit schaden, sondern auch der Erzählung eine große Zierde, ich meyne, das Muntre dadurch benehmen. So erzählen, daß man die Sache nicht allein versteht: sondern daß man glaubt, sie selbst zu sehen, und ein Zeuge davon zu seyn, das heißt lebhaft erzählen. Dieses geschieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umständen oder Personen entwirft, insonderheit, wenn man die Personen zuweilen selbst reden läßt, und uns dadurch mit ihrem Charakter bekannt macht. Man redet oft selbst im Erzählen den andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen sehen. Man antwortet sich; man streut kleine Betrachtungen ein, die uns unser Witz oder unsre Belesenheit hergeben. Alles dieses am rechten Orte, mit Anständigkeit, nicht zu häufig, kurz, so thun,

daß alles, so sehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geschichte unentbehrlich gewesen zu seyn scheint, dieses ist das Verdienst der Erzählung. Selbst, wenn sie prosaisch ist, bleibt sie noch allezeit auf gewisse Weise eine Art der Poesie. Wie es überhaupt in der Poesie gewisse Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die sowohl Glück als Sorgfalt sind; wie es in ihr sowohl als in der Musik, namenlose Annehmlichkeiten giebt, die sich durch keine Methoden lehren lassen, und die, wie Pope * spricht, eine Meisterhand allein erreichen kann; so geht es auch mit vielen Schönheiten der prosaischen Erzählung. Livius ist ein Meister in dieser Art zu erzählen. Man darf nur seinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen lesen, wenn man sich davon überzeugen will. Die Personen,

denen

*Some beautie- - no Precepts can declare,
For there'a happinefs as well as care,
Musick refembles Poetry; in each.
Are - namelefs, graces, which methods teach,
And which a Mafter - hand alone can reach.
Effay on Criticifm. v. 143.

denen man erzählt, können, nachdem sie hoch, oder uns gleich sind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen selbst, nachdem sie wichtig, oder nicht wichtig, weitläuftig oder kurz, traurig oder lustig sind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muß dieses der Klugheit eines jeden überlassen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, sondern auch zum Vergnügen: so giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geschrieben werden. In diesen Briefen haben wir die Erlaubniß, sinnreich zu seyn, und tausend Dinge, die in ernsthaften Briefen unnatürlich seyn würden, können hier natürlich seyn. Es ist ganz etwas anders, bald im Ernste, oder zum Scherze sinnreich seyn. Ich will im Scherze nicht sowohl überreden, als den andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er sieht meine Absicht, und willigt gleichsam unter der Bedingung darein, daß ich sie glücklich ausführen werde. Es ist also bey solchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen,

 als

als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben so sinnreich, und so fortgesetzt sinnreich, zu reden pflegt. Nein, es ist die Frage, wenn man solche Briefe vor sich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieselben der Mühe werth sind, ob sie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig sind, ob sie ungezwungen sind. Wenn das ist, so mag der Brief durch und durch sinnreich seyn, er wird immer in seiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht so wohl von der Seite eines Briefs; man sieht ihn für einen witzigen Aufsatz in Form eines Briefs an, und nach dieser Aussicht beurtheilt man ihn. Man untersucht nicht sowohl, ob uns oder vielen diese Art zu reden eigen ist, sondern vielmehr ob sie dem Verfasser leicht geworden ist. Die Prosa ist, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher, als die Poesie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte lesen, in welchem alles ohne Zwang und doch weit feiner gesagt ist, als man prosaisch davon zu reden pflegt: so ist es uns genug, daß diese Art zu denken dem Verfasser natürlich läßt, und wir wissen

sen

sen es ihm Dank, daß er so und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekostet, ob er keine Kunst dabey angewandt hat. Wir sind zufrieden, wenn wir diese Mühe, diese Kunst nicht sehen. Es gefällt uns an ihm, daß er so glücklich ist, immer das Beste und Feinste an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten seinen Witz für keine Praleren, wenn wir sehen, daß er nicht sowohl für seinen Ruhm, als für die Sache und für unser Vergnügen besorgt gewesen ist. Eben dieses findet auch bey den sinnreichen Briefen statt, in so weit diese sinnreiche Art zu denken nicht vielen, sondern nur wenigen eigen ist. Man tadelt die Fontenellischen und andre diesen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unsern Briefen nicht sinnreich zu reden pflegen; sondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht selten gezwungen und frostig ist; wenigstens sollte man sie nur aus diesem Grunde tadeln. Wenn endlich solche Briefe auch ihrer Natur nach gut sind,

so ist es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von scharfsinnigen Schreiben den Leser bald müde macht. Je länger unser Geist von einem angenehmen Eindruck angestrengt wird, desto geschwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdrusse. Und ob der Wein gleich weit geistreicher ist, als das Wasser, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieses: so werden wir ihn doch weit eher satt. Die sinnreiche Schreibart greift unsern Geist empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem sie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läßt; aber eben dadurch ermüdet sie in der Länge. Wie aber solche Briefe einzeln geschrieben werden: so sollte man sie auch nach der Wirkung, die sie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was sie verursachen, wenn man sie hinter einander liest. Allein auch einzeln genommen, können sie ermüden, wenn sie lang, und immer aus einem Tone sinnreich sind; so wie überhaupt eine abgemeßne, geschmückte und lebhafte

Schreibart ohne Abwechslung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn sie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt ist, dennoch weder in der Poesie, noch in der Prosa lange vergnügen kann*. Man sollte also die sinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieses nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt sinnreich seyn. Ein anders ist, sich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anstrengen. Niemand muß einen Anspruch auf diese Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und Niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis an dem Leidlichen in der sinnreichen und scherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daß er

* Vel ex poetis, vel ex oratoribus possumus iudicare, concinnam, distinctam, ornatam, festiuam, sine intermissione, sine reprehensione, sine varietate, quamuis claris sit coloribus picta vel poesis vol oratio, non posse in delectatione esse diuturna. Cic. de Orat. L. III. pag. 477. edit. Elz.

auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch seinen Scherz nicht gefällt, so kann man sicher wissen, daß man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch so viel Lust dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieser Schreibart hat, bey dem wird sie durch das Lesen muntrer Briefe nicht allein erweckt, sondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daß man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man schöpft, wenn man scherzhaft und galant seyn will: wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widersprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen soll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernsthafte Art thäte. Man wird in den Poesien des Abts Chaulieu verschiedene schöne Briefe von dieser Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geschrieben hat.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundschaft und Liebe ins be-

sondere eigen ist. Sie kömmt mehr aus dem Innersten des Herzens, als aus dem Ueberfluße des Witzes her. Sie ist nicht sowohl sinnreich, als naif. Man sagt seine wahre Meynung mit einer gewissen Sorglosigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlstand zu vergessen scheint, und die doch gefällt, weil sie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntere Babet mit ihrem Liebhaber. Sie liebt ihn im Ernste, und redet doch selten ernsthaft von der Liebe. Alles ist Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspringt. Ihr Charakter ist Freude und Vergnügen, so wie der Charakter des Chaulieu, und ihre Liebe richtet sich nach diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine Freyheiten heraus, welche Mannspersonen unverschämt lassen würden; allein ihr stehen sie wohl. Ihre Briefe sind wegen der kleinen Schönheiten, die oft in einzelnen Worten bestehen, nicht wohl zu übersetzen. Man muß auch mehr

als einen lesen, wenn man ihre Schreibart schmecken will. Weil diese Briefe beynahe schon hundert Jahr alt, und nicht gar zu bekannt sind: so würde ich etliche zur Probe hersetzen, wenn nicht die Welt bald eine Uebersetzung davon zu hoffen hätte.

Von solchen aufgeweckten Briefen trifft man verschiedne gute in den griechischen Briefen des Alciphrons und Aristänets an; denn alle kann man sie von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht lesen kann, der muß mit einer nicht ganz getreuen Uebersetzung * zufrieden seyn, die man im Französischen davon hat. Des Alciphrons Briefe sind nicht alle übersetzt, sondern nur die galanten gewählt

* Lettres d' Aristenete aux quelles on a ajouté les Lettes choisies d'Alciphron, traduites du Grec, à Londres 1739. Aristänets Briefe sind eher Gemälde und Beschreibungen, als Briefe in gewöhnlichem Verstande. Wer die meisten griechischen Briefe, Briefe von fünf oder sechs und dreyßig verschiedenen Verfassern, theils Philosophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunst, beysammen sehen will, der findet sie in einer Sammlung in zween Bänden in 4, die Aldus Manutius 1499. zuerst herausgegeben.

wählt. Es stehen in den bremischen Beyträgen, im zweyten Bande, ein paar Uebersetzungen, die man mit Vergnügen lesen wi d.

Viele von den scherzhaften Briefen des le Pays im Französischen, und die meisten von denen, die man von Neukirchen in dieser Art hat, fallen zu sehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Frostige, als daß man sie jemanden anpreisen könnte. Man lese folgenden Brief von Neukirchen, wenn man sich einen Eckel vor der unverschämten Art zu scherzen erwecken will.

An Callisten.

Meine Jungfer!

Ich habe schon anderthalb Tage nichts gegessen, und ängste mich so abscheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich sehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil sie schon zwey Tage mit mir gezürnet. Es ist wohl etwas: aber die größte Schuld hat mein Philar, welcher gestern frühe verschieden, und ein so unglückliches Ende genommen, daß die Seele schon vor der Thüre war, als mein Jun-

ge

ge mir allererst verkündigte, daß er stürbe. Ich kann nicht sagen, wie ich mich darüber quäle, absonderlich, weil mich alle meine Leute beschuldigen, daß ich an seinem Tode Ursach sey. Der arme Schelm hatte unsers Nachbars Amarelchen gesehen, und besuchte sie etliche Tage nacheinander so oft, daß ich endlich fürchtete, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausschlagen. Weil ich nun aus meinem eigenen Exempel wußte, daß nichts schädlicher sey, als dieß Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten löschet: so wollte ich ihm die Gelegenheit dazu benehmen, und schloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwischen unterhielt ich ihn mit guten Speisen, ich schmeichelte ihm mehr als sonsten, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern. Aber dessen allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte sich nicht von der Stelle, wenn ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieser erbärmliche Fall erfolgte, und er sich vor Herzenleid und Kummer todt gegrämet. Ich weiß, daß ihm meine Jungfer sehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie Sie sich über diese Zeitung geberden wird. Wie? wird Sie sagen: Hätte er denn nicht können klüger seyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewiesen, daß er ohne seine Buhlinn nicht länger leben könnte. Warum hat er ihn nicht wieder los gelassen? Ich bekenne es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wenn ich gewußt hätte, daß ich irrete, so

wür-

würde es wohl schwerlich geschehen seyn. Allein meine Jungfer weiß, daß Sie mich quälet, Sie hat meine Liebe selbst angezündet, und kann leicht schließen, daß ein Mensch empfindlicher ist, als ein Hund, und daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret sie nicht auf, mich einzukerkern, und meynet, Sie habe Ihre Sache ganz wohl gethan, wenn Sie mich nur mit Worten speiset, da Sie mich doch inzwischen durch Ihre unerträglichen Gesetze zu Grabe schicket. Ach Calliste! Sie beherrschet mich allzustrenge. Je mehr ich mich bemühe, zu thun, was Sie befiehlt, je mehr befiehlt Sie mir zu thun, was ich nicht kann. Und also ist es unmöglich, Ihr zu zeigen, daß ich wahrhaftig sey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer

Dero gehorsamster Knecht rc.

Muß Calliste nicht ein Vergnügen über diese schalkhafte Vergleichung gehabt haben, durch die sie erinnert wird, daß die Liebe ihres Liebhabers gegen sie eben so stark, ja wohl noch stärker ist, als die Liebe seines Hundes gegen Nachbars Amareichen war! Hätte der Ver-

fas-

fasser wohl ein nachtheiliger und schmutziger Bild für sich und seine Schöne wählen können? Es hat sich schon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutschen gefunden, der seine Landsleute in Briefen hat wollen scherzen und galant sprechen lehren. Ich meyne den Verfasser der neu aufgerichteten Liebes-Cammer *, Francisci. Damit also die Jugend ermuntert werde, sich dieses lustige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geschmack in scherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: so will ich ein Exempel daraus hersetzen:

CCI.

* Der ganze Titel dieses Buchs heißt: Neu-aufgerichtete Liebes-Cammer, darinn allerhand höflich verliebte Sendschreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Personen, abgefaßt und beantwortet sind: voll mancherley Erfindungen sowohl zierlicher Schreibgrüße und andrer Formularn, als vieler seltner Liebesfälle und mehrerer Sachen, so der Jugend nicht nur lustig, sondern auch guten Theils nützlich zu lesen, erbauet durch E. F. 1679.

CCI. Brief.

An Clymenen.

Was ein Kuß sey?

Zum höchsten wundert mich, schönste Clymene, daß Sie von mir schriftlich verlangt, zu wissen, was eigentlich ein Kuß sey: da ich doch vermeyne, es könnte Ihr diese Wissenschaft mündlich viel bequemer beygefügt werden. Dann dafern Sie nur einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mir ertheilete; würde sonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr gnugsamen Unterricht geben, was das Küßen sey, und bedeute, und was Sinnenbeliebte Veränderungen daraus entstehen. Weil Sie derowegen die geschickteste Meisterinn ist, eine solche Frage aufzulösen; möchte ich die Antwort lieber geben, als schreiben, wenn es nach meinem Wunsch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meynung unter Ihren Willen demüthigen, und kürzlich Ihren gnädigen Befehl verrichten, so gut es immermehr möglich, in einer Sache, welche sich besser durch die That, weder mit Worten und Buchstaben erklärt.

Jedoch wisse die Schönste, daß ich solches so blos, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun könne; besonders aufs wenigste ein paar Küße,

zur Vergeltung meines Diensts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel davon geschrieben.

Der Kuß ist gleichsam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubeflissenen Willens: Ein Pfandschilling künftiger Vereinigung: Die stumme, aber allervernehmlichste Sprache des verliebten Herzens: Ein Geschenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer Koralinenpresse: Ein paar gegeneinander schlagende Feuersteine: Ein Karmesinrothes Wundenpflaster der Liebe: Ein süßer Lippenbiß; Ein holdseliger Munddruck: Eine Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht sättiget: Ein Obst, so man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen: Der vierte Grad der Liebe.

Befindet Sie diese Beschreibung und Eigenschaften des Kußes nicht richtig? Wohlan, Schönste, so laßt uns eine nach der andern an unsern Lippen vornehmen und examiniren, und widerlegt mich durch die Erfahrung, so ichs etwan nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein

Ein Kuß ist ein Abdruck brünstiger Zuneigung auf einer korallinen Presse. Die Lippen sind koralline Pressen, denn sie sehen roth, und lassen sich von der Zuneigung, wie vom Drucker zusammenziehen, und daraus entsteht ein Abdruck, das ist der Kuß. Ein Kuß ist ein Paar gegen einander schlagende Feuersteine. Hört man bey dieser Abbildung nicht die Küße vernehmlich schallen? Und weil die Küße das Feuer des Herzens vermehren: so sind sie freylich Feuersteine. Das karmesinrothe Wundenpflaster der Liebe, und die Speise, die man mit rothen Löffeln zu sich nimmt, verstehet sich von sich selbst. Daß aber der Kuß der vierte Grad der Liebe seyn soll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weiß, was die ersten drey Grade sind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende, die allerschnellste Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen scheint.

Muß man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften liest, daß die Ausländer ehedem nicht unrecht gethan haben, wenn sie den deutschen Witz zu einem Sprüchworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des schlimmsten Geschmacks, so viel außerordentlich elende und so wenig schöne Werke der Wohlredenheit und Poesie angetroffen, als vielleicht in der unsrigen? Und wann werden wir den Schimpf der schlechten Schriften durch den Werth so vieler guten auslöschen können? Ich habe diese Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu spotten, denn dazu gehört sehr wenig: sondern um die Jugend zu erschrecken, und ihr sichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unsinn man verfallen, und wie sehr man sein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geschmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder ansetzt. Die Bitterkeit ist mein Fehler gar nicht; allein ich würde meiner selbst gespottet haben, wenn ich der-

gleichen Beyspiele ernsthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter den deutschen Briefen, aus unsern Zeiten, haben sich die Freundschaftlichen Briefe in Ansehung des vertrauten Scherzes, und in ihrer Art, die Sendschreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen sind, den meisten Beyfall erworben. In der That muß man sich wundern, warum es in unserer Sprache noch so sehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredtsamkeit und der Dichtkunst schon glücklich gewesen ist. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe schreiben können? Sehen wir dieses nicht an Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rousseau, an Voltairen, an Popen, * und vielen andern?

* In seinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was sie von einem so großen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer seiner Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewußt! Ich rede von dem Verfasser der Clarissa. So ver-

dern? Sind wir schon zu groß, als daß wir uns bis auf Briefe herunter lassen sollten, oder sind wir zu bequem dazu? Ist unsre Sprache zu starr und unbiegsam, oder schreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unsrer eignen? Oder sind wir nur zu derjenigen Beredtsamkeit geschickt, welche Mühe und Kunst verlangt? Vielleicht machen es einige von diesen Ursachen, daß wir noch nicht mehr Briefe im guten Geschmacke haben. Vielleicht heben auch geschickte Leute aus Bescheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht ist es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt seine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch seine Briefe seinen Charakter entdecken muß. Allein, aller dieser Ursachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Brie-

verschieden die Charaktere seiner Personen sind, so läßt er doch jede, von der Clarissa an bis auf die Arabella herab, so schreiben, wie diese Personen geschrieben haben würden, wenn sie wirklich existiret hätten; und dieses Meisterstück des Witzes verdient unter den Briefen eine eben so vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weiß nicht, was die Ausländer, wenn sie unsre Sprache lernen, von uns denken sollen, daß wir keine haben; oder was sie von dem Geschmacke eines Landes denken sollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen ist. Wie man auf den guten oder bösen Geschmack einer Nation aus den öffentlichen Lustbarkeiten, aus den Schauspielen schließt, die sie liebt: so schließt man vielleicht noch sichrer aus der Schreibart, die sie zu dieser oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungenen oder ungezwungenen, auf ihre guten oder ausschweifenden Sitten, und auf die pedantische oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geschmack in einem Lande überhaupt, und insonderheit den guten Geschmack in Briefen herzustellen, braucht nicht eine große Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzustehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren sind, werden in kurzer Zeit ohne alle Regeln, blos durch ihre Klugheit beynahe

nahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leser an sich; sie erwerben sich in Kurzem die meisten Stimmen. Man liest sie, weil sie uns gefallen. Man liest sie wegen der Hochachtung, die sie sich bey andern erworben haben, eben so begierig, als seines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, schämen sich doch, den Klugen und den Meistern zu widersprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geschmacks. Man ahmet endlich diese Beyspiele nach, und will eben so schön schreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke schreibt. So werden durch wenig gute Beyspiele, die in ihrer Art vortrefflich sind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in andern erweckt und unterhalten, und der gute Geschmack geht von Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünf-

tigen

tigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrschende Geschmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das steht nicht in unsrer Gewalt; aber seine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrsamkeit erfodern, oder die uns bekannt sind, in einer anständigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, diese Geschicklichkeit können sich alle junge Leute durch eine gewisse Uebung erwerben. Gleichwohl treiben sie die beyden ersten Künste oft lieber fruchtlos, als daß sie sich mit der beschäfftigen sollten, in welcher sie glücklicher seyn könnten. Wenige von denen, die studieren, sind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredtsamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daß Briefe wider unsern Willen Verräther unsers Verstandes, und oft unsers ganzen Charakters sind; daß sie Mittel sind, andern eine gute oder schlechte Meynung von unsrer Geschicklichkeit beyzu-

bringen; daß sie Beweise sind, ob es dunkel oder helle, ordentlich, gesund oder krank in unserm Geiste aussieht, ob wir zu leben wissen oder nicht; daß sie also sehr oft Mittel sind, uns Hochachtung und Liebe zu erwerben, unser Glück zu befördern, oder zu hindern: so sollten sie sich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da diese, ohne die Kenntniß der Sprache, nicht richtig seyn kann, auch mehr Mühe um ihr eigne Sprache geben. Cicero, so groß er war, war doch nicht zu groß, um sich nicht bis zu einem Sprachfehler * mit seiner Kritik herab zu lassen, den sein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie sorgfältig bestraft nicht Racine, der Aeltere, seinen Sohn in seinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht. Es ist ein Vergnügen, wenn man sieht, daß

so

* - - sed heus tu, qui λαιὼν esse meorum scriptorum soles, vnde illud tam ἄκυρον, *valetudini fideliter inserviendo*? vnde in istum locum *fideliter* venit? cui verbo domicilium est proprium in officio - - *epist.* 17. Lib. XVI.

so große Geister über die Richtigkeit ihrer Sprache sogar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig schreiben, wenn man sich einmal dazu gewöhnt hat, kostet nicht mehr Mühe, als schlecht schreiben. Schlechte Briefe schreiben, und studiert haben, das macht dem Studieren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts sucht, als verstanden zu werden: so ists doch gewiß, daß keine Schreibart leichter verstanden wird, als die gute. Man sollte also selbst an die niedrigsten Personen, seines eignen Nutzens wegen, immer noch gut schreiben. Ich will durch alles dieses niemanden, der einmal in dem Besitze einer üblen Schreibart ist, in seinem Rechte stören. Nein man kann sie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann seyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug sind, eine Bitte von mir anzuhören, ersuchen, daß sie sich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäßige Schreibart in Briefen gewöhnen; daß sie sich ihre Aufsätze im Anfange von

guten Freunden und Kennern beurtheilen lassen. Diese Kritiken werden sie aufklären, und sie das Natürliche, das Wohlanständige besser finden lassen, als dicke Bände voll trockner und unbestimmter Regeln.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gellert, Christian Fürchtegott, 1715-1769

Sammlung der sämmtlichen Schriften von den Trostgründen wider ein siches Leben

Bd.: 4

Wien 1773

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 2049 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259860-4
VD18 80468187-001